

anonymus :

„GOTT IST AUCH NUR EIN MENSCH“

Textsammlung gegen ein Ungetüm

1. Theil



E d i t i o n 書 zeit / kritik /
re/SOURCE bild / schrift

E-Book Nr. 016.1

Erst wenn er so da liegt – vor mir – tot am Strand – wie dieser kleine, tote Flüchtlingsjunge, erst dann werde ich Ruhe geben – erst dann wird die Welt Frieden finden . . .

Die einzige Entschuldigung für Gott ist – daß es ihn nicht gibt.
Henry Stendhal (1783-1842)

~~Je vous prie de~~
vous vous contenter de mépriser un monstre
qu'il faut abhorrer et détruire. que vous l'aiderai
et de le rassembler en quatre pages, en ayant la modestie
de lui laisser ignorer qu'il n'a ni de voir ni de main.
cest a mesme que a tuer le sanglier, lancez
la fleche sans montrer la main. faites moy
quelque jour ce petit plaisir. consolez
moy dans ma vieillesse

Savez vous bien que j'ay chez moy un jesuite
pour aumonier. je vous prie de le dire
a frere Bertier quand vous irez a versailles.
il espere que je ne l'ay pris que par
meure bien assure de sa foy
je vous embrasse tres tendrement mon
cher philosophe.

écrit sur l'encre



Wenn ein Atheist richtig geurteilt und seine Natur zu Rate gezogen hat, so hat er Prinzipien, die zuverlässiger und immer menschlicher sind als die des Abergläubischen, der durch eine finstere oder schwärmerische Religion entweder zur Torheit oder zur Grausamkeit geführt wird. Niemals wird man die Einbildungskraft eines Atheisten so sehr vernebeln, daß man ihm glaubhaft macht, Gewalttätigkeiten, Ungerechtigkeiten, Verfolgungen, Morde seien tugendhafte oder rechtmäßige Handlungen.

Paul Thiry D'Holbach

Inhalt:

Notiz / Vorwort Seite 5

Percy Bysshe Shelley – Auszüge aus : ***Königin Mab*** Seite 7

Reimarus, Fragmente eines Ungenannten – Fragment 4 Seite 32

Lessing : Anti-Goeze Seite 64

Paul Thiry d Holbach : Vorerinnerung Seite 113

Voltaire: Gebet um Toleranz Seite 124

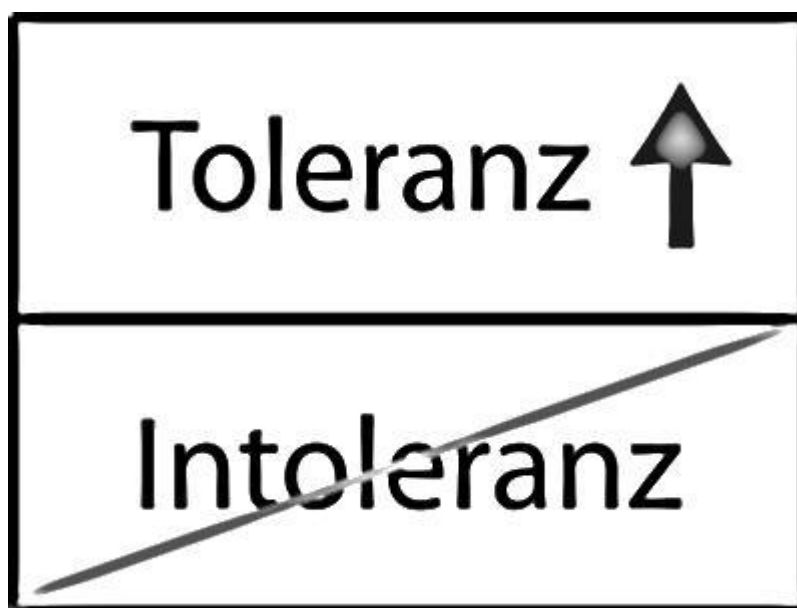
Notiz

Am Ende eines mehr oder weniger langen Lebens, das u.a. dadurch geprägt wurde, daß ich mich mit IHM auseinandersetzen mußte, scheint es mir nötig, die Texte zusammenzustellen, die diese Auseinandersetzung begleitet haben. BZW: die ich im Nachhinein als passend für meinen Bildungsgang gefunden habe.

Es hat sich ergeben, daß diese Texte (fast) ausnahmslos der europäischen Aufklärung entstammen und (fast) alle literarischen Gattungen vereinigen. POESIE : die heftigen Eruptionen des britischen Dichters Shelly. POLEMISCHER ESSAI : Die Reimarus – Lessing – Goeze – Auseinandersetzung (ein Glanzstück der Aufklärung) und zwei kurze Texte aus Frankreich: Hinweis auf das Hauptwerk d´Holbachs und Voltaires „Gebet“ um Toleranz, das den ersten Teil der Sammlung beschließt. Der Kern (Reimarus / Lessing) ist das unübertroffene Muster aller Kritik, die ja, nach Karl Marx, mit der Religionskritik beginnt. Endet die Kritik, die Religionskritik, wenn die Religion verschwunden ist? Anders gefragt : Müssen wir erst die Religion beseitigen, damit Ruhe herrscht und wir Frieden leben können?

Der zweite Teil der Sammlung ist Voltaire gewidmet : zum ersten : seine Herausgabe und Bearbeitung des Textes eines höchst seltsamen Pfarrers, der auf dem Totenbette unter Tränen darüber verzweifelte, den Christen das Christentum nahegebracht zu haben. Ob die Voltaire-Fassung den Pfarrer Meslier zahnlos gemacht hat, soll hier nicht entschieden werden; sie hat immer noch Biß genug.

Wesentlich in allen Lebenssituationen : die Toleranz. Aufregen (auch über jede noch so blöde Blödheit) : ja. Aber : in Ruhe lassen, nicht mit Unmut verfolgen. Das habe ich gelernt, ist zu lernen in und mit Voltaires Schrift zu Jean Calas. Deshalb steht sie hier, in dieser intoleranten Zeit, in diesen intoleranten Ländern. Hoffentlich hilfts!



Percy Bysshe Shelley

Auszüge aus : **Königin Mab** in : Shelley's ausgewählte Dichtungen.
Aus dem Englischen von Adolf Strodtmann. Leipzig.
Verlag des Bibliographischen Instituts. [o.J.]



Das Blut, welches die Bekenner des Gottes der Barmherzigkeit und des Friedens seit der Einführung seiner Religion vergossen haben, würde wahrscheinlich genügen, um die Anhänger aller anderen Sekten, die jetzt auf der Erdkugel wohnen, zu ersäufen.

Ich will zugeben, daß eine einzige Vorhersage Jesu Christi unbestreitbar eingetroffen ist: Ich komme nicht, Frieden zu bringen auf Erden, sondern das Schwert.

Geist der Natur, du allgewalt'ge Macht!
Nothwendigkeit, des Weltalls Mutter du!
Ungleich dem Gott des Menschenwahns, verlangst
Du nicht Gebet, noch Lobgesang; die Laune '
Des schwachen Menschenwillens hat nicht mehr
Gemein mit deinem Thun, als seiner Brust
Veränderliche, flücht'ge Leidenschaften
Mit deiner ew'gen Harmonie; der Sklav,
Deß grausenhafte Lüste rings umher
Elend verbreitert, und der Biedermann,
Dem Angesichts des Glücks, das seinen Thaten
Entkeimt, die Brust in edlem Stolze schwillt;

Der Giftbaum, unter dessen Schatten Alles,
Was lebt, verdorrt; die Eiche, deren Dach
Ein laubiger Tempel ist, wo sel'ge Liebe
Die Schwüre tauscht, sind gleich vor deinem Blick.
Du nährst nicht Haß, noch Liebe, kennst nicht Gunst,
Noch Rache, noch die schlimmste Gier nach Ruhm;
Und Alles, was die weite Welt umfaßt,
Ist nur dein willenloses Werkzeug, du
Betrachtest Alles unbestochnen Blicks,
Und fühlst nicht seine Lust, noch seine Leiden,
Denn menschlich nicht sind deine Sinne,
Und menschlich deine Seele nicht.

Ja! Wenn der Reinigungssturm der Zeit
Sein Todeslied gesungen auf den Trümmern
Der umgestürzten Tempel und Altäre
Des allgewalt'gen Dämons, dessen Name
Sich schmückt mit deinen Ehren; wenn das Blut,
Das seit Jahrhunderten dort haftete,
Hinabfloß den befleckten Strom der Zeit,
Dann wirst du leben unveränderlich!
Ein Tempel, ein Altar ist dir errichtet,
Den nicht der Sturmshauch der Zeit,
Und nicht die endlos wogende Fluth,
Die über dieser Erde Flitterprunk
Dahinrollt, je vernichten kann: –
Die selbstbewußte Wirkenskraft der Welt;
Der wunderbare, ew'ge Tempel,
Wo Schmerz und Wonne, Gutes sich und Böses
Vereinigen, um den Willen der gestrengen
Nothwendigkeit gehorsam zu erfüllen,
Und wo das Leben, vielgestaltig
Zum unbegrenzten Ziele vorwärts strebend,
Sich um die ew'gen Säulen seiner Kraft,
Der gierigen Flamme gleich, hinaufwärts windet.«



VII.

Geist.

Ich war ein Kind, als meine Mutter ernst,
Um eines Atheisten Flammentod
Zu sehn, hinausging; und sie nahm mich mit.
Die schwarzen Priester standen um den Holzstoß,
Die Menge gaffte rings in dumpfem Schweigen,
Und als der Frevler unerschrocknen Blicks
Vorüberschritt, da strahlt' ein ruhig Lächeln,
Verächtlich halb, um seine Züge her.
Das gierige Feuer züngelte empor
Um seine männliche Gestalt, versengt
Zu Blindheit wurde bald sein kühnes Auge;
Sein Todeskampf zerriß mein Herz! Der Pöbel
Erhob ein tolles Siegesgeschrei, – ich weinte.
Da sprach die Mutter: »Weine nicht, mein Kind!
Denn Jener lästerte: Es ist kein Gott.«

Fee.

Es ist kein Gott! Das ganze All bestätigt
Den Glauben, den sein Tod besiegelte.
Mag Erd' und Himmel, mag das wechselnde
Geschlecht der Menschen ihren Spruch verkünden;
Mag jeden Ring, der an der Kette hängt
Und ihn ans Ganze fesselt, auf die Hand
Hindeuten, die ihr Ende hält und trägt!
Mag jedes Saatkorn, das zur Erde fällt,
Sein Zeugniß still beredt vor uns entfalten: –
Drinne und draußen zieht Unendlichkeit
Die Schöpfung doch der Lüge; und der Geist,
Der wandelbare, welcher die Natur
Durchdringt, ist ihr alleinz'ger Gott; doch weiß
Der Stolz des Menschen seines Wissens Ohnmacht
Geschickt mit hohen Worten zu verhüllen.

Der Name Gottes hat schon jeden Frevel
Mit Heil'genschein umstrahlt, und doch ist er
Nur das Geschöpf der Menschen, die ihn ehren;
Und mit den Thoren, die ihm Tempel baun,
Verändern seine Namen und Begierden

Und seine Eigenschaften rastlos sich:
Fo, Siva, Buddha, Gott, Jehovah, Herr –
Stets dienet er der kriegbefleckten Welt
Als Stichwort der Verheerung; ob das Blut
Zermalmter Leiber seines Wagens Räder
Im Siegeslauf bespritzt, indeß Brahminen
Ein heilig Lied zu Todesseufzern plärren;
Ob hundert Mitregenten seine Macht
Sich theilen, daß sie schier zur Ohnmacht wird;
Ob brennender Städte Qualm, das Wehgeschrei
Hüfloser Frauen, hingemordeter
Wehrloser Greise, Jünglinge und Kinder
Gen Himmel steigt zu seines Namens Ehr';
Ob endlich – schlimmstes Loos! – das Eisenalter
Der Religion die Erde seufzen macht,
Und Priester von dem Gott des Friedens schwatzen,
Zur selben Zeit, wo ihre Hand vom Blut
Unschuldiger trieft, und wo sie jeden Keim
Der Wahrheit unterdrücken, Alles morden,
Die Erde wandeln in ein Schlächterhaus!

O Geist! durch jenen Sinn,
Der dich die Außenwelt erkennen lehrte,
Sind dunkle Träume hingewogt,
Und die Erinnerung weckte Bilder,
Die nimmerdar vergehn;
Und Alles ward dort eingeprägt,
Das Meer, die Sterne, Erd' und Himmel;
Ja, selbst der flücht'gen Phantasie
Gestaltlos wirrer Schatten
Ließ eine Spur zurück,
Die von der Erde zeugt.

Mein Reich sind diese Bilder; denn die Wunder
Der Menschenwelt zu wahren, ist mein Amt,
Und mit Gestalt, mit Sein und Wirklichkeit
Der Phantasie Geschöpfe zu bekleiden;
Drum will ich aus den Träumen, die des Wahns
Und Menschenirrthums blöder Glaube schuf,
Ein wunderbar Phantom heraufbeschwören,
Das deiner Frage Antwort geben soll.
Erscheine, Ahasver!«

Ein seltsam, gramvoll Wesen
Erhob sich an der Feenhalle,

Und blieb dort reglos stehn.
Sein wesenloses Bild warf keinen Schatten
Auf ihren goldnen Estrich;
Sein Antlitz trug den Stempel vieler Jahre,
Und in dem strahlenlosen Auge stand
Die Chronik langverschollner Zeit zu lesen;
Doch Jugendröthe glomm auf seiner Wange,
Und seine Glieder schwellte Manneskraft;
Des Greisenalters Weisheit war gepaart
Mit früher Jugend keckem Trotz;
Und ein unsagbar Weh,
Das der Ergebung Muth gemildert hatte,
Gab dem beredten Antlitz düstern Reiz.

Geist.

Giebt's einen Gott?

Ahasver.

Giebt's einen Gott! – Ja, ein allmächt'ger Gott,
Rachsüchtig wie allmächtig! Einst vernahm
Die Erde seinen Ruf, und schauderte;
Des Himmels Feuerantlitz sprach Entsetzen,
Das Grab der Schöpfung gähnte weit, um all'
Die Kühnen und die Guten zu verschlingen,
Die es gewagt, zu trotzen seinem Thron,
Dem machtumgürteten. Nur Sklaven blieben
Am Leben, – kalte Sklaven, die das Werk
Tyrannischer Allgewalt verrichteten,
Und deren Seelen niemals edler Zorn
Zu kühnem Thun gedrängt, zu einer That,
Die nicht der Selbstsucht Schmutz besudelte.
Sie bauten dem allmächt'gen Dämon Tempel,
Prunkvoll und groß; der goldne Altar dampfte
Von Menschenblut, und durch die weiten Hallen
Erscholl der grausen Hymnen Ton. Ein Mörder
Vernahm am Nil den Ruf des Herrn, – ein Mann,
Den sein Talent zu großer Macht erhob,
Genosse des Allmächt'gen im Verbrechen,
Und ein Vertrauter des Allwissenden.

So sprach zu ihm Jehovah:
»Aus einer Ewigkeit der trägen Ruh'
Erwacht' ich, Gott; erschuf in sieben Tagen

Die Erd' aus Nichts; ruht' aus, und schuf den Menschen;
Ich setzt' ihn in ein Paradies, und pflanzte
Den Baum des Uebels dort, damit er esse
Von seiner Frucht und sterbe, und an Etwas
Sich meiner Seele Bosheit sättige,
Und, wie der Erde tückischen Erobrern,
Sich alles Elend mir zum Ruhme wende.
Das Volk, das ich vor allen andern mir
Zur Ehr' erwählt, mag ungestraft befried'gen
Die Lüste, die ich ihm ins Herz gepflanzt!
Und dir befehl' ich, Führer ihm zu sein,
Bis der Erobrer ehrne Tritte waten
Durch Weiberblut in dem verheißnen Land,
Und meinen Namen rings gefürchtet machen.
Doch ew'ge Flammengluth, endlose Dual
Soll ihrer ew'gen Seelen Schicksal sein,
Wie Aller auf der undankbaren Erde,
Ob gut, ob lasterhaft, schwach oder stark –
Ja, Alle sollen untergehn, die Wuth
Der blinden Rache ihres Gotts (die du
Vor Menschen nennst Gerechtigkeit) zu stillen.«

Des Mörders Stirn erbebte vor Entsetzen:

»Allmächt'ger Gott! o kennst du kein Erbarmen?
Soll unsre Strafe ewig sein? Der Strom
Der Jahre rollen und kein Ende sehn?
Weshalb erschufest du in Hohn und Groll
Die jammervolle Erde? Gnade ziemt
Dem Mächtigen – sei nur gerecht, o Gott!
Bereu und rett uns!« –

»Nur Ein Mittel bleibt:

Ich werd' erzeugen einen Sohn; der soll
Die Sünden tragen dieser ganzen Welt;
In einem unbekanntem Erdenwinkel
Soll er erstehn, und dort am Kreuz verenden,
Wegwaschend alle Frevel, jede Schuld;
So daß die Wen'gen, denen mein Erbarmen
Zu Theil wird, die ich als Gefäße mir
Zu meiner Ehr' erwähle, glauben sollen
An dieses wunderbare Sühnungsoffer,
Und ihre Seelen lebend retten. Doch
Millionen sollen leben und vergehn,
Die nie zu ihres Heilands Namen rufen,

Und unerlöst hinsinken in das Grab.
Für Tausende soll's eine Fabel sein.
Ein Ammenmärchen, Kinder zu erschrecken;
Sie sollen in dem Schlund von Qual und Flammen
Verwünschen ewig ihren Widerspruch,
Zehnfache Marter soll sie nöthigen,
Selbst auf dem Folterbett mit Schmerz und Wimmern
Zu künden meinen Ruhm und ihres Schicksals
Gerechtigkeit. Was frommt nun ihre Tugend,
Was ihre Lichtgedanken, vom Genie
Erleuchtet oder von dem Erdenstrahl
Der menschlichen Vernunft erhellt? Berufen
Sind Viele, aber Wenige erwählt.
Moses, erfülle mein Gebot!«

Die Wange

Des Mörders wurde von Entsetzen bleich,
Und seine Lippe stammelte mit Beben:
»Allmächtiger, ich zittre und gehorche!«

O Geist! es haben schon Jahrhunderte
Ihr Siegel auf dies wundenvolle Herz
Und schwerbelastete Gehirn geprägt,
Seitdem der Fleischgewordene erschien.
Demüthig kam er, und in Knechtsgestalt
Verhüllend seine grause Göttlichkeit,
Verspottet von der Welt, und ungenannt,
Nur vom Gesindel seiner Vaterstadt
Als Freigeist angestaunt. Er war der Führer
Der Massen, und er lehrte sie den Schein
Der Wahrheit, der Gerechtigkeit, des Friedens;
Doch facht' er an des Eifers wilde Flammen
In ihrem Geist, und heiligte das Schwert,
Das er der Erde brachte, mit dem Blut
Der Wahrheit und der Freiheit seine Seele,
Die boshaft tückische, zu sättigen.
Zuletzt ward er als Mensch zum Tod geführt.
Ich stand bei ihm; am Marterkreuz durchzuckte
Kein Schmerz sein überirdisches Gefühl,
Und dennoch stöhnt' er. Mit Entrüstung dacht' ich
Der Metzelei'n und Leiden, die sein Name
In meinem Land geheiligt, und voll Spott
Rief ich ihm zu: Geh hin!
Ein Lächeln göttergleicher Bosheit flog
Um sein erblassend Angesicht. – Er sprach:

»Ich gehe, aber du sollst ewiglich
Fortwandern auf der ruhelosen Erde.« –
Des Grabes feuchter Dunst benetzte mir
Die Stirn, die unvergängliche. Ich sank
In tiefem Zauberschlaf zur Erde hin.
Als ich erwachte, brannte Höllengluth
In meinem Hirn, das taumelnd wirr sich drehte;
Denn ringsum lagen die vermodernden
Gebeine meiner Brüder, wie der Zorn
Des allgewalt'gen Gottes sie getroffen,
Und mit dem grausen Blick des Todes grinsten
Die Schädel meiner hingewürgten Kinder,
Stumm, augenlos, gespensterhaft mich an.

Doch angeekelt vom Gefühl und Anblick
Des Waltens der Tyrannen, hatte längst
Mein Geist gelernt, der Hölle stolze Freiheit
Der Sklaverei des Himmels vorzuziehn.
Also erhob ich mich, und unerschrocken
Begann ich meine ew'ge Wanderschaft,
Entschlossen, unermüdet Krieg zu führen
Mit meinem allgewalt'gen Peiniger,
Und Hohn zu sprechen seiner Ohnmacht, mich
Mit einem schlimmern Fluche zu belasten.
Dieselbe Hand, die mir den Weg verwehrt
Zum stillen Grab, hat Elend auf die Erde
Gehäuft und den Erkornen seiner Sklaven
Ihr Reich geschenkt. Ich habe sie gesehn
Vom ersten Dämmerlicht der wankenden,
Der schwachen, ungewissen Herrschaft an,
Den Frieden predigend, wie jetzt den Krieg.
Und wenn sie heimgekehrt vom blut'gen Morden
Harmloser Heiden, stillten sie im Blut
Der eignen Brüder der Vernichtung Durst,
Und mitleidloser Eifer ließ zu Eis
Erstarren jedes menschliche Gefühl.
Die Gattin tauchte in des Gatten Brust
Den heil'gen Stahl im selben Augenblick,
Wo hoffend er von ihrer Liebe träumte;
Und Freunde standen Freunden, Brüder Brüdern
Auf blut'gem Schlachtfeld gegenüber, kaum
Gesättigt durch den letzten Sterbeschrei,
Trunken vom Zorne des Allmächtigen,
Indeß das rothe Kreuz, ein Hohn des Friedens,
Zum Sieg entflamnte. War die Metzelei

Geschehn, so blieb von dem vertilgten Glauben
Kein Zeuge übrig, seinen Untergang
Zu künden, als die Leichen, die die Luft
Mit grausem Pestgeruch vergifteten
Und auf dem halb erloschnen Holzstoß faulten.

Die Diener Gottes sah das Racheschwert
Ich zücken, als die Gnade niederstieg
Und, der Verheerung Werk zu heiligen,
Jedweden Frevels Trieb bestätigte;
Wahnwitzige Priester schwangen ob der Welt
Das unheildräunde Kreuz; die Sonne schien
Auf Ströme Bluts herab, vom blanken Stahl
Des Meuchelmords vergossen; jegliches
Verbrechen ward entsühnt vom Geist des Herrn,
Und über allem Land war blutigroth
Des Friedens Regenbogen ausgespannt.

O Geist! kein Jahr in meinem langen Leben
Schwand unbefleckt vom Jammer und Verbrechen,
Die Gottes auserkornen Glaube zeugt.
Ich sah, wie seine Sklaven, deren Mund
Von gift'ger Lüge troff, den tollen Pöbel
Bethörten, und, die eine Hand von Mord
Geröthet, heuchlerisch die andere
Zu Bruderschaft und Frieden dargereicht;
Ich hörte sie von Lieb' und Gnade schwatzen,
Indeß ihr Thun voll jener Niedrigkeit
Und Sünde war, die noch der junge Arm
Der Freiheit nicht nach Fug zu zücht'gen wagt.
Dank sind wir schuldig der Vernunft, die jetzt
Den unerschütterlichen Thron der Wahrheit
Und Tugend gründet und zu nichte macht
Die wirkungslose Tücke meines Feindes,
Deß nichtiger Zorn die Guten quält, und noch
Zur Pein ohnmächt'ge Ewigkeiten fügt,
Indeß ihn selbst verbiss'ner Groll zerfleischt,
Weil Friedenslächeln ihren Mund umspielt,
Ihr Loos zu wenden oder es zu heil'gen.

So stand ich, – durch der Jahre wilde Fluth
Mit Wirbelwinden toller Qualen kämpfend,
Doch ruhig, heiter, in mich selbst verschlossen,
Hohn sprechend des Tyrannen grausem Fluch
Mit trotzigem, unwandelbarem Willen,

Gleich einer Rieseneiche, die der Blitz
Des Himmels in der Wüstenei versengte,
Daß sie, ein Denkmal unvergänglicher
Zerstörung, ihren kahlen Stamm erhebe;
Doch trotz sie ruhevoll und unbewegt
Des Wintersturmes mitternächt'gem Kampf,
Wie sie im hellen Sonnenlicht
Die welken, abgestorbnen Arme
Des Sommermittags Ruh' entgegenstreckt.

Die Fee schwang ihren Stab,
Und Ahasver entfloh,
Schnell, wie die nebelhaften Schatten,
Die in des Haines Dämmerschluchten hausen,
Vorm Morgenstrahl entfliehn, –
Die Traumwespen, die nicht mehr
Mit Lebenswirklichkeit begabt,
Als dies phantastische Gebild
Des irren Menschenwahns.

(Seite 61-72)



VI. S. 61.

Nothwendigkeit, des Weltalls Mutter du!

Wer die Lehre von der Nothwendigkeit ausstellt, meint damit, daß, wenn er die Ereignisse betrachtet, welche die geistige und materielle Welt ausmachen, er nur eine ungeheure und ununterbrochene Kette von Ursachen und Wirkungen sieht, von denen keine eine andere Stelle, als sie einnimmt, einnehmen, oder auf einer andern Stelle wirken könnte, als wo sie wirkt. Die Idee der Nothwendigkeit geht aus unsrer Erfahrung über den Zusammenhang der Dinge, über die Gleichmäßigkeit des Wirkens der Natur, über die stete Verbindung ähnlicher Ereignisse und über die folgerechte Entwicklung des Einen aus dem Andern hervor. Die Menschen sind sich daher einig in dem Zugestehen der Nothwendigkeit, wenn sie einräumen, daß diese beiden Umstände beim willkürlichen Handeln eintreten. Der Beweggrund ist für die willkürliche Handlung des menschlichen Geistes, was in der materiellen Welt die Ursache für die Wirkung ist. Das Wort »Freiheit« ist, auf den

Geist angewandt, dem Worte »Zufall«, auf die Materie angewandt, analog; sie entspringen aus einer Unkenntniß der Gewißheit des Zusammenhangs zwischen dem Vorausgegangenen und dem daraus Erfolgenden.

Jedes menschliche Wesen wird unwiderstehlich getrieben, gerade so zu handeln, wie es handelt; in der Ewigkeit, welche seiner Geburt voranging, ward eine Kette von Ursachen geschaffen, die, als Beweggründe wirkend, es unmöglich machen, daß irgend ein Gedanke seines Geistes oder irgend eine Handlung seines Lebens anders sein könnten, als sie sind. Wäre die Lehre von der Nothwendigkeit falsch, so würde der menschliche Geist nicht länger ein berechtigter Gegenstand der Wissenschaft sein; es wäre nutzlos, wollten wir aus gleichen Ursachen gleiche Wirkungen erwarten; der stärkste Beweggrund würde nicht mehr die Handlungsweise bestimmen; alles Wissen wäre trüglich und unbestimmt; wir könnten nicht mit der mindesten Gewißheit voraussagen, daß wir Dem, von welchem wir heute Abend in Freundschaft geschieden sind, nicht morgen als einem Feinde begegnen würden; die wahrscheinlichsten Anlässe und die klarsten Vernunftgründe würden ihren unveränderlichen Einfluß verlieren. Das Gegentheil hievon ist erweislich der Fall. Aehnliche Umstände bringen dieselbe unabänderliche Wirkung hervor. Wenn der Charakter und die Beweggründe eines Menschen bei einer gewissen Gelegenheit genau feststehen, so könnte der Moralphilosoph seine Handlungen mit ebenso großer Gewißheit voraussagen, wie der Naturforscher die Wirkungen der Mischung bestimmter chemischer Substanzen. Weshalb ist der bejahrte Landwirth erfahrener, als der junge Anfänger? Weil eine gleichförmige, unleugbare Nothwendigkeit in der Wirkungsart der materiellen Welt liegt. Weshalb ist der alte Staatsmann geschickter, als der Neuling in der Politik? Weil er, sich auf den nothwendigen Zusammenhang zwischen Beweggrund und Handlung stützend, geistige Wirkungen durch Anwendung derjenigen geistigen Ursachen hervorzubringen sucht, welche die Erfahrung als wirksam erwiesen hat. Es mag einige Handlungen geben, denen wir keine Beweggründe beifügen können, allein diese sind Wirkungen von Ursachen, mit denen wir unbekannt sind. Daher ist die Beziehung, welche der Beweggrund zur willkürlichen Handlung hat, diejenige der Ursache zur Wirkung; und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ist sie auch weder jetzt, noch war sie jemals der Gegenstand populären oder philosophischen Streites. Niemand, außer den wenigen Fanatikern, die sich der herkulischen Arbeit unterziehen, die Gerechtigkeit ihres Gottes mit dem Elend der Menschen in Einklang zu bringen, wird fürder den gesunden Menschenverstand durch die Annahme eines ursachlosen Ereignisses, einer willkürlichen Handlung ohne Beweggrund beleidigen. Geschichte, Politik, Moral, Kritik, alle Vernunftgründe, alle Principien der Wissenschaft nehmen glei-

cherweise die Wahrheit der Lehre von der Nothwendigkeit an. Kein Bauer, der sein Korn zu Markte bringt, zweifelt daran, daß er dasselbe zum Marktpreise verkaufen wird. Der Fabrikherr bezweifelt ebenso wenig, daß er die für seine Zwecke erforderliche menschliche Arbeit erkaufen kann, als er bezweifelt, daß seine Maschinen wirken werden, wie sie zu wirken gewohnt sind.

Aber während Niemand Bedenken getragen hat, die Nothwendigkeit als die Materie beeinflussend zuzugeben, haben Viele ihre Herrschaft über den Geist bestritten. Abgesehen davon, daß sie den herkömmlichen Vorstellungen von der Gerechtigkeit Gottes widerspricht, leuchtet sie einer oberflächlichen Untersuchung keinesweges ein. Wenn der Geist seine eigene Thätigkeit betrachtet, so empfindet er keinen Zusammenhang von Beweggrund und Handlung; da wir aber »von der Ursächlichkeit nur die beständige Verbindung der Dinge mit einander und die folgerechte Entwicklung des Einen aus dem Andern wissen; da wir finden, daß diese beiden Umstände, wie allgemein zugestanden wird, bei der willkürlichen Handlung sich geltend machen, so werden wir leicht dahin geführt, einzuräumen, daß sie auch der allen Ursachen gemeinsamen Nothwendigkeit unterworfen sind«. Die Handlungen des Willens stehen in regelrechter Beziehung zu Verhältnissen und Charakteren; der Beweggrund ist für die willkürliche Handlung, was die Ursache für die Wirkung ist. Aber die einzige Vorstellung, welche wir uns von der Ursächlichkeit machen können, ist ein beständiger Zusammenhang ähnlicher Dinge, und die folgerechte Entwicklung des Einen aus dem Andern; wo Dies der Fall ist, da ist die Nothwendigkeit deutlich ans Licht gestellt.

Die Idee der Freiheit, welche man bildlich auf den Willen anwendet, ist aus einem Mißverstehen der Bedeutung entstanden, die das Wort »Macht« hat. Was ist Macht? – id quod potest, Das, was eine bestimmte Wirkung hervorbringen kann. Die Macht leugnen, heißt sagen, daß Nichts die Macht, zu sein oder zu handeln, haben kann, oder hat. Im allein wahren Sinne des Wortes »Macht« läßt sich dasselbe mit gleichem Rechte auf den Magnetstein wie auf den menschlichen Willen anwenden. »Glaubst du, daß die Beweggründe, die ich geltend machen werde, mächtig genug sind, ihn aufzurütteln?« ist eine ebenso gewöhnliche Frage, wie: »Glaubst du, daß dieser Hebel die Macht hat, dies Gewicht aufzuheben?« Die Vertheidiger des freien Willens behaupten, daß der Wille die Macht habe, den bestimmenden Einfluß des stärksten Beweggrundes zurückzuweisen; aber der stärkste Beweggrund ist derjenige, welcher, alle andern besiegend, zuletzt zur Herrschaft gelangt; jene Behauptung kommt also einer Ableugnung der Thatsache gleich, daß der Wille zuletzt durch dasjenige Motiv bestimmt wird, welches ihn bestimmt, – was doch absurd ist. Aber es ist ebenso gewiß,

daß der Mensch dem stärksten Beweggrunde nicht widerstehen kann, wie es gewiß ist, daß er sich über eine physische Unmöglichkeit nicht hinwegzusetzen vermag.

Die Lehre von der Nothwendigkeit hat die Tendenz, eine große Veränderung in den herrschenden Moralbegriffen herbeizuführen und die Religion gänzlich zu zerstören. Lohn und Strafe müssen von dem Anhänger der Nothwendigkeitslehre nur als Beweggründe angesehen werden, deren er sich bedienen würde, um das Einschlagen oder Aufgeben einer bestimmten Handlungsweise zu veranlassen. Verdienst, in der jetzigen Bedeutung des Worts, würde keinen Sinn mehr haben; und wer einem Andern aus keinem besseren Grund, als weil er es verdiene, Schmerz zufügte, würde unter dem Vorwand, der Gerechtigkeit zu genügen, nur seine Rachlust befriedigen. Es ist nicht genug, sagt der Vertheidiger des freien Willens, daß der Verbrecher an einer Wiederholung seines Verbrechens gehindert werde; er muß Schmerz erleiden, und seine Qualen müssen, wenn sie gerecht zugetheilt sind, genau im Verhältniß zu seinem Vergehen stehn. Aber die Nützlichkeit ist Sittlichkeit; was unfähig ist, Glück hervorzubringen, ist unnütz; und ob schon man das Verbrechen Damians' verdammen muß, läßt sich doch nicht annehmen, daß die furchtbaren Qualen, welche die Rachsucht im Namen der Gerechtigkeit über diesen unglücklichen Mann verhängte, selbst bei ihrer langen Dauer, die Gesamtmasse erfreulicher Empfindungen in der Welt vermehrt haben. Gleichzeitig verringert die Lehre von der Nothwendigkeit nicht im mindesten unsere Mißbilligung des Lasters. Die von Allen gehegte Ueberzeugung, daß die Viper ein giftiges Thier sei, und daß der Tiger durch die unvermeidliche Bedingung seiner Existenz gezwungen werde, Menschen zu fressen, veranlaßt uns nicht, dieselben minder sorgfältig zu vermeiden oder auch nur anzustehen, sie zu vernichten; aber Der wäre gewiß hartherzig, welcher eine Schlange, die er auf einer wüsten Insel oder in einer Lage träfe, wo sie unfähig wäre zu schaden, muthwillig ihres Lebens berauben würde. Ein Anhänger der Nothwendigkeitslehre handelt wider seine eignen Grundsätze, wenn er sich dem Hasse oder der Verachtung hingiebt; zu dem Mitleid, das er mit dem Verbrecher empfindet, gesellt sich nicht der Wunsch, ihm Böses zuzufügen; er blickt mit erhabener und furchtloser Ruhe auf die Glieder der allgemeinen Kette, wie sie seinen Augen vorübergleiten, während Feigheit, Neugierde und Wankelmuth ihn nur im Verhältniß zu der Schwäche und Unbestimmtheit befallen, mit denen er die Täuschungen des freien Willens erkannt und verworfen hat.

Religion ist das Empfinden des Verhältnisses, in dem wir zum Prinzip des Weltalls stehen. Aber wenn das Prinzip des Weltalls kein organisches Wesen, kein Vorbild und Prototyp des Menschen ist, so ist ein Verhältniß zwischen ihm und menschlichen Wesen absolut nicht vor-

handen. Ohne einige Kenntniß seines Willens in Betreff unsrer Handlungen ist Religion ein kindisches und eitles Ding. Aber der Wille ist nur ein Modus des thierischen Geistes; sittliche Eigenschaften kann gleichfalls nur ein menschliches Wesen besitzen; sie dem Prinzip des Weltalls zuschreiben, heißt ihm Eigenschaften beilegen, die mit jeder möglichen Definition seines Wesens unvereinbar sind. Es ist wahrscheinlich, daß das Wort »Gott« ursprünglich nur ein Ausdruck war, der die unbekante Ursache der bekannten Ereignisse bezeichnete, welche die Menschen im Weltall wahrnahmen. Durch die gewöhnliche Verwechslung einer Metapher mit einem wirklichen Wesen, eines Wortes mit einer Sache, ward ein Mensch daraus, mit menschlichen Eigenschaften begabt und das Weltall lenkend, wie ein irdischer König sein Reich regiert. Die Anreden an dies imaginäre Wesen klingen in der That ähnlich, wie die Anreden der Unterthanen an einen König. Man erkennt sein Wohlwollen an, beschwört ihn, seinen Groll einzustellen, und fleht um seine Gunst.

Allein die Lehre von der Nothwendigkeit zeigt uns, daß in keinem Fall irgend ein Ereigniß anders hätte eintreten können, als es eintrat, und daß Gott, wenn er der Urheber des Guten ist, auch der Urheber des Bösen ist; daß, wenn er für das Eine unsern Dank, er für das Andere unsern Haß verdient; daß, wenn die Existenz dieses hypothetischen Wesens eingeräumt wird, dasselbe auch der Herrschaft einer unwandelbaren Nothwendigkeit unterworfen ist. Es ist klar, daß dieselben Argumente, welche beweisen, daß Gott der Urheber von Nahrung, Licht und Leben sei, ihn gleichfalls als Urheber von Gift, Finsterniß und Tod beweisen. Das verheerende Erdbeben, der Sturm, die Schlacht und die Tyrannei können diesem hypothetischen Wesen in demselben Maße beigelegt werden, wie die schönsten Gestaltungen der Natur, Sonnenschein, Freiheit und Frieden.

Aber die Nothwendigkeitslehre sagt uns, daß es im Weltall weder Gutes noch Böses giebt, außer insofern die Ereignisse, auf welche wir diese Beiwörter anwenden, auf unsere besondere Art, zu sein, Bezug haben. Noch minder, als mit der Voraussetzung eines Gottes, wird die Nothwendigkeitslehre mit dem Glauben an einen künftigen Zustand der Bestrafung harmoniren. Gott erschuf den Menschen so, wie er ist, und dann verdamnte er ihn, weil er so ist; denn zu sagen, daß Gott der Urheber alles Guten und der Mensch der Urheber alles Bösen sei, heißt sagen, daß Ein Mensch eine grade und eine krumme Linie, und ein anderer Mensch die Inkongruenz derselben gemacht habe.

In einer mohammedanischen Geschichte, die gut hierher paßt, werden Adam und Moses eingeführt, wie sie vor Gott folgendermaßen streiten. »Du«, sagt Moses, »bist Adam, den Gott erschuf, und mit dem

Odem des Lebens beseelte, und von den Engeln anbeten ließ, und ins Paradies setzte, aus welchem die Menschen um deines Vergehens willen vertrieben worden sind.« Worauf Adam antwortete: »Du bist Moses, den Gott zu seinem Apostel erwählte, und dem er sein Wort anvertraute, indem er dir die Gesetzestafeln gab, und dem er gestattete, mit ihm zu reden. Wie viele Jahre, findest du, war das Gesetz geschrieben, bevor ich erschaffen ward?« – »Vierzig«, sprach Moses. – »Und findest du nicht«, entgegnete Adam, »die Worte darin: Und Adam lehnete sich auf wider seinen Herrn und sündigte?« – Als Moses Dies zugestand, fuhr Adam fort: »Tadelst du mich also, Das gethan zu haben, wovon Gott vierzig Jahre vor meiner Erschaffung schrieb, daß ich es thun werde, – ja, was fünfzigtausend Jahre vor Erschaffung des Himmels und der Erde in Betreff meiner beschlossen ward?« – Sale's Einleitung zum Koran, S. 164.



VII. S. 63.

Es ist kein Gott!

Diese Verneinung ist lediglich in Betreff einer schaffenden Gottheit zu verstehen. Die Hypothese eines das Weltall durchdringenden und gleich ihm ewigen Geistes bleibt unangetastet.

Eine strenge Prüfung des Werthes der Beweise, die zur Unterstützung irgend einer Behauptung angeführt werden, ist der einzig sichere Weg, zur Wahrheit zu gelangen, über deren Nutzen wir nicht weitläufig zu reden brauchen. Unsere Kenntniß von der Existenz einer Gottheit ist ein so wichtiger Gegenstand, daß er nicht sorgfältig genug untersucht werden kann; in Folge dieser Ueberzeugung schreiten wir dazu, kurz und unparteiisch die Beweise, welche aufgestellt worden sind, zu prüfen. Es ist nothwendig, zuerst das Wesen des Glaubens zu betrachten.

Wenn dem Geiste ein Satz dargeboten wird, so gewahrt er die Uebereinstimmung oder die Nichtübereinstimmung mit den Vorstellungen, aus welchen derselbe besteht. Die Wahrnehmung der Uebereinstimmung damit wird Glaube genannt. Oftmals verhindern mancherlei Hemmnisse, daß diese Wahrnehmung eine sofortige sei; der Geist sucht dieselben zu entfernen, damit die Wahrnehmung deutlich werde. Der Geist ist bei dem Forschen thätig, um die Art und Weise der Wahrnehmung des Zusammenhangs zu vervollkommen, in

welchem die den Satz bildenden Vorstellungen zu einander stehen. Diese Wahrnehmung ist passiver Art; daß man die Forschung mit ihr verwechselte, hat Viele zu dem Wahne verleitet, als sei der Geist beim Glauben thätig, – als sei Glaube ein Willensakt, – und könne demzufolge vom Geiste geregelt werden. Diesen Irrthum weiter verfolgend, haben sie den Unglauben zu einer Art von Verbrechen gestempelt, dessen er seiner Natur nach unfähig ist; ebenso wenig vermag er ein Verdienst zu sein.

Der Glaube ist also eine Leidenschaft, deren Stärke, wie bei jeder andern Leidenschaft, in genauem Verhältnisse zu dem Grade der Erregung steht.

Der Grade der Erregung sind drei.

Die Sinne sind die Quellen alles Wissens für den Geist; folglich erheischt ihr Ueberzeugtsein die stärkste Zustimmung.

Die auf unsre eigne Erfahrung gegründete, aus diesen Quellen hergeleitete Entscheidung des Geistes beansprucht den nächsten Grad.

Die Erfahrung Anderer, welche sich an die eben erwähnte wendet, behauptet den untersten Grad.

(Eine Stufenleiter, auf welcher bemerkt wäre, inwieweit jeder Satz durch das Zeugniß der Sinne bewiesen werden könnte, würde ein getreues Barometer des Glaubens sein, den jeder von ihnen verdiente.)

Folglich kann kein Zeugniß zugelassen werden, das der Vernunft widerspricht; die Vernunft ist auf der Ueberzeugung unsrer Sinne begründet.

Jeder Beweis läßt sich auf eine dieser drei Rubriken zurückführen; es muß in Betracht gezogen werden, welche Argumente wir durch jede derselben erhalten, die uns von der Existenz einer Gottheit überzeugen sollten.

1) Die Ueberzeugung der Sinne. Wenn die Gottheit uns erschiene, wenn Gott unsre Sinne von seiner Existenz überzeugte, so würde diese Offenbarung nothwendigerweise Glauben erheischen. Diejenigen, welchen Gott so erschienen ist, haben die denkbar stärkste Ueberzeugung von seiner Existenz. Aber der Gott der Theologen ist unfähig der örtlichen Sichtbarkeit.

2) Die Vernunft. Es wird geltend gemacht, der Mensch wisse, daß Alles, was ist, entweder einen Anfang gehabt, oder von aller

Ewigkeit her existirt haben müsse; er weiß gleichfalls, daß Alles, was nicht ewig ist, eine Ursache gehabt haben muß. Wird dies Raisonnement auf das Weltall angewandt, so muß bewiesen werden, daß es geschaffen worden sei; bis Dies klar bewiesen worden ist, können wir vernünftigerweise annehmen, daß es von aller Ewigkeit her bestanden habe. Wir müssen den Plan nachweisen, bevor wir auf einen Planmacher schließen. Die einzige Vorstellung, welche wir uns von der Ursächlichkeit machen können, ist von dem beständigen Zusammenhang der Dinge und dem folgerechten Ergebnis des Einen aus dem Andern abzuleiten. In einem Falle, wo zwei Sätze einander schnurstracks entgegenstehen, glaubt der Geist denjenigen, der am mindesten unbegreiflich ist; – es ist leichter, vorauszusetzen, daß das Weltall von aller Ewigkeit her existirt habe, als sich ein Wesen außerhalb seiner Grenzen zu denken, das fähig wäre, es zu erschaffen; wenn der Geist unter dem Gewicht einer solchen Annahme niedersinkt, ist es dann eine Erleichterung, die Unerträglichkeit der Last zu vermehren?

Um das zweite Argument, welches auf der Kenntniß des Menschen von seinem eigenen Dasein beruht, steht es folgendermaßen. Der Mensch weiß nicht allein, daß er jetzt existirt, sondern auch, daß er einst nicht existirte; folglich muß eine Ursache vorhanden gewesen sein. Unsre Idee von der Ursächlichkeit ist aber allein von der beständigen Verbindung der Dinge mit einander und dem folgerechten Ergebnis des Einen aus dem Andern abzuleiten, und wenn wir erfahrungsgemäß folgern, können wir aus Wirkungen nur auf Ursachen schließen, welche jenen Wirkungen völlig adäquat sind. Allein es giebt sicher eine zeugende Kraft, welche durch gewisse Werkzeuge hervorgebracht wird; wir können nicht beweisen, daß sie ihnen inhärent sei, noch läßt sich die entgegengesetzte Annahme erweisen; wir geben zu, daß die zeugende Kraft unbegreiflich sei; aber anzunehmen, daß jene Wirkung durch ein ewiges, allwissendes und allmächtiges Wesen hervorgebracht werde, läßt die Ursache in demselben Dunkel, und macht sie nur noch unbegreiflicher.

3) Das Zeugniß. Es ist erforderlich, daß das Zeugniß nicht der Vernunft widerspreche. Das Zeugniß, daß die Gottheit die Sinne der Menschen von der Existenz Gottes überzeuge, kann nur dann von uns zugegeben werden, wenn unser Geist es für minder wahrscheinlich hält, daß jene Zeugen getäuscht worden seien, als daß Gott ihnen erschienen wäre. Unsere Vernunft kann niemals das Zeugniß von Menschen zugeben, welche nicht allein erklären, daß sie Augenzeugen von Wundern gewesen wären, sondern auch, daß Gott unvernünftig gewesen; denn er befahl, daß man ihm glauben solle, er setzte die höchsten Belohnungen auf den Glauben, ewige Strafen auf den Unglauben. Wir können nur willkürliche Handlungen befehlen; der Glaube ist kein Wil-

lensakt; der Geist verhält sich sogar passiv, oder ist unwillkürlich dabei thätig; hieraus geht klar hervor, daß wir kein genügendes Zeugniß besitzen, oder vielmehr, daß das Zeugniß ungenügend ist, das Dasein eines Gottes zu beweisen. Es ist vorhin schon gezeigt worden, daß dasselbe nicht durch die Vernunft bewiesen werden kann. Nur Diejenigen also, welche durch die Evidenz der Sinne überzeugt worden sind, können daran glauben. –

Es leuchtet hienach ein, daß der Geist, da wir keine Beweise aus einer der drei Quellen der Ueberzeugung besitzen, an die Existenz eines schaffenden Gottes nicht glauben kann. Es leuchtet gleichfalls ein, daß, da der Glaube eine Leidenschaft des Geistes ist, der Unglaube in keiner Weise sündhaft sein kann; und daß nur Diejenigen tadelnswerth sind, welche es verabsäumen, die falsche Vermittelung abzuweisen, durch welche ihr Geist jeden in Frage gestellten Gegenstand ansieht. Jeder nachdenkende Geist muß anerkennen, daß kein Beweis für die Existenz einer Gottheit vorhanden ist.

Gott ist eine Hypothese, und bedarf als eine solche des Beweises; die Beweislast fällt den Deisten zu. Sir Isaak Newton sagt: »Ich stelle keine Hypothesen auf; denn was nicht aus Erscheinungen bewiesen wird, ist Hypothese zu nennen, und Hypothesen, sowohl metaphysische, wie physische, wie auf verborgene Eigenschaften begründete, oder mechanische, finden in der Philosophie keinen Platz.« Auf alle Beweise von der Existenz eines schaffenden Gottes ist dieser treffliche Grundsatz anzuwenden. Wir sehen eine Menge von Körpern eine Menge von Kräften besitzen; wir kennen nur ihre Wirkungen; wir befinden uns im Zustande der Unwissenheit Betreffs ihres Wesens und ihrer Ursachen. Newton nennt dieselben die Erscheinungen der Dinge; aber der Stolz der Philosophie ist nicht gewillt, seine Unkenntniß ihrer Ursachen einzuräumen. Aus den Erscheinungen, welche die Gegenstände unsrer Sinne sind, suchen wir auf eine Ursache zu schließen, die wir Gott nennen, und statten dieselbe willkürlich mit allen negativen und sich widersprechenden Eigenschaften aus. Auf Grund dieser Hypothese erfinden wir diesen allgemeinen Namen, um unsre Unwissenheit Betreffs der Ursachen und der Wesenheit zu verbergen. Das Wesen, welches Gott heißt, entspricht in keiner Weise den von Newton ausgestellten Bedingungen; es trägt jegliches Kennzeichen eines von Philosophendünkel gewobenen Schleiers, der die Unwissenheit der Philosophen sogar ihnen selbst verhüllen soll. Sie entleihen die Fäden seines Gewebes dem Anthropomorphismus der Menge. Worte sind von Sophisten zu denselben Zwecken gebraucht worden, von den »verborgenen Eigenschaften« der Peripatetiker an bis zu dem effluvium Boyle's und den » crinities« oder nebulae Herschel's. Gott wird als unendlich, ewig, unbegreiflich dargestellt; er ist unter jedem verneinenden Prädi-

kate enthalten, das die Logik der Unwissenheit zu ersinnen vermochte. Selbst seine Verehrer geben zu, daß es unmöglich sei, sich eine Vorstellung von ihm zu machen: sie rufen mit dem französischen Dichter aus:

»Zu künden, was er ist, muß man er selber sein.«

Lord Bacon sagt: »Der Atheismus läßt dem Menschen die Vernunft, die Philosophie, die angeborene Frömmigkeit, die Gesetze, den guten Ruf und Alles, was dazu dienen kann, ihn zur Tugend anzuhalten; allein der Aberglaube vernichtet alles Dieses und schwingt sich zum Tyrannen über den Verstand des Menschen auf; deshalb stört der Atheismus niemals die Lenkung der Staaten, sondern er schärft den Blick des Menschen, da Letzterer Nichts jenseit der Grenzen des jetzigen Lebens sieht.« – Bacon's Moral Essays.

»Die uranfängliche Theologie des Menschen ließ ihn zuerst die Elemente selbst, materielle und plumpe Gegenstände, fürchten und verehren; darauf zollte er seine Huldigung den die Elemente beherrschenden Agentien, niederen Genien, Heroen oder Menschen, die mit großen Eigenschaften begabt waren. Bei weiterem Nachdenken glaubte er die Dinge zu vereinfachen, indem er die ganze Natur einem einzigen Agens, einem Geiste, einer Weltseele unterwarf, welche jene Natur und ihre Theile in Bewegung setze. Von Ursache zu Ursache hinabsteigend, endeten die Sterblichen damit, Nichts zu sehen; und in dies Dunkel haben sie ihren Gott gestellt; in diesem finstern Abgrunde müht sich ihre unruhige Phantasie rastlos, sich Chimären zu erschaffen, welche sie quälen werden, bis die Erkenntniß der Natur die Schreckbilder verscheuchen wird, welche sie immer so thöricht verehrt haben.

»Wenn wir uns Rechenschaft von unsern Vorstellungen in Betreff der Gottheit ablegen wollen, so werden wir einräumen müssen, daß die Menschen mit dem Worte »Gott« niemals etwas Anderes zu bezeichnen vermochten, als die verborgenste, entfernteste, unbekannteste Ursache der Wirkungen, welche wir wahrnehmen; sie bedienen sich nur dieses Wortes, wenn das Getriebe natürlicher und bekannter Ursachen aufhört, ihnen sichtbar zu sein; sobald sie den Faden der Dinge verlieren, oder sobald ihr Verstand die Kette derselben nicht mehr verfolgen kann, zerhauen sie den Knoten der Schwierigkeit und endigen ihre Untersuchung damit, daß sie Gott die letzte Ursache nennen, d. h. diejenige, welche über allen Ursachen steht, die ihnen bekannt sind. Solchergestalt bezeichnen sie nur mit einem dunklen Namen eine unbekanntete Ursache, vor welcher ihre Trägheit oder die Grenze ihres Wissens sie Halt zu machen zwingt. Allemal, wenn man uns sagt, daß Gott der Urheber irgend einer Erscheinung sei, bedeutet Solches nur, daß

wir nicht wissen, wie solch eine Erscheinung mittelst der uns bekannten natürlichen Kräfte oder Ursachen hervorgebracht werden kann. So kommt es, daß die große Mehrzahl der Menschen, deren Loos Unwissenheit ist, der Gottheit nicht bloß die ihnen auffallenden ungewöhnlichen Wirkungen, sondern selbst die einfachsten Ereignisse zuschreibt, deren Ursachen Allen, welche Gelegenheit hatten, darüber nachzudenken, sehr leicht erkennbar sind. Mit Einem Worte, der Mensch hat immer die unbekanntes Ursachen derjenigen überraschenden Wirkungen verehrt, welche zu entwirren seine Unwissenheit ihn hinderte. Auf den Trümmern der Natur haben die Menschen zuerst den imaginären Koloß der Gottheit errichtet.

»Wenn die Unkenntniß der Natur die Götter gebar, so ist die Kenntniß der Natur geeignet, sie zu vernichten. In dem Maße, in welchem der Mensch sich Belehrung verschafft, wachsen seine Kräfte und die Hilfsquellen seines Geistes mit seiner Erleuchtung; die Wissenschaften, die beschirmenden Künste, die Industrie leihen ihm Beistand; die Erfahrung flößt ihm Vertrauen ein oder verschafft ihm die Mittel, den Wirkungen vieler Ursachen zu widerstehen, die ihn zu beunruhigen aufhören, sobald er sie kennen gelernt hat. Mit Einem Worte, seine Angst verschwindet in demselben Maße, in welchem sein Geist erleuchtet wird. Ein wohlunterrichteter Mensch hört auf, abergläubisch zu sein.

»Nur auf Treu' und Glauben verehren ganze Völker den Gott ihrer Väter und ihrer Priester; Autorität, Vertrauen, Unterwürfigkeit und Gewohnheit ersetzen ihnen die Stelle der Ueberzeugung und der Beweise; sie strecken sich in den Staub und beten, weil ihre Väter sie Solches gelehrt haben; aber weshalb beugten diese ihre Knie? Weil in entlegenen Zeiten ihre Gesetzgeber und Führer es ihnen zur Pflicht gemacht. »Bete an«, sprachen sie, »und glaube an Götter, die du nicht begreifen kannst, verlaß dich auf unsere tiefe Weisheit, wir wissen mehr, als du, von der Gottheit.« – »Aber weshalb soll ich mich auf euch verlassen?« – »Weil es Gottes Wille ist, weil er dich strafen wird, wenn du dich widersetzest.« – »Aber ist es nicht eben dieser Gott, der in Frage steht?« Die Menschen haben sich jedoch immer mit diesem *circulus vitiosus* begnügt; die Trägheit ihres Geistes ließ es ihnen als das Kürzere erscheinen, sich auf das Urtheil Anderer zu verlassen. Alle religiösen Begriffe sind einzig auf Autorität begründet; alle Religionen der Welt verbieten die Prüfung und wollen kein Verstandesraisonnement gestatten; es ist die Autorität, welche verlangt, daß man an Gott glaube; dieser Gott selbst ist lediglich auf die Autorität einiger Menschen begründet, welche behaupten, daß sie ihn kennen und von ihm gesandt seien, ihn der Erde zu verkünden. Ein von Menschen erschaffe-

ner Gott bedarf unzweifelhaft der Menschen, um sich den Menschen bekannt zu machen.

»Wäre also nur den Priestern, den Inspirirten, den Metaphysikern die Ueberzeugung von dem Dasein eines Gottes Vorbehalten, von welcher man doch behauptet, daß sie dem ganzen Menschengeschlechte so nothwendig sei? Aber finden wir eine Uebereinstimmung der theologischen Ansichten unter den verschiedenen Inspirirten oder Denker rings auf der Erde? Sind auch nur Diejenigen, welche vorgeben, denselben Gott zu bekennen, sich über ihn einig? Begnügen sie sich mit den Beweisen seiner Existenz, welche von ihren Kollegen vorgebracht werden? Unterschreiben sie einstimmig die Vorstellungen, welche sie in Betreff seines Wesens, seines Verfahrens und der Auslegung seiner angeblichen Orakel vorbringen? Giebt es ein Land auf Erden, wo die Kenntniß von Gott zu wahrhafter Vollkommenheit gediehen wäre? Hat sie irgendwo jene Haltbarkeit und gleichmäßige Uebereinstimmung erreicht, welche wir das menschliche Wissen, die geringfügigsten Künste, die verachtetsten Gewerke annehmen sehn? Die Worte »Geist«, »Immaterialität«, »Schöpfung«, »Prädestination«, »Gnade«, – diese Menge subtiler Unterscheidungen, an welchen die Theologie in einigen Ländern immer so reich ist, diese scharfsinnigen Erfindungen, welche die im Lauf der Jahrhunderte sich folgenden Denker ersannen, haben leider die Sache nur verwirrt, und niemals bis auf den heutigen Tag hat die den Menschen allernöthigste Wissenschaft die mindeste Dauer und Festigkeit gewinnen können. Seit Jahrtausenden haben diese müßigen Träumer beständig einander abgelöst in dem Geschäfte, über die Gottheit nachzusinnen, Gottes verborgene Wege zu errathen, Hypothesen zur Lösung dieses wichtigen Räthsels zu erfinden. Ihr geringer Erfolg hat die theologische Eitelkeit nicht entmuthigt; man hat immer von Gott geredet; man hat einander die Kehlen um seinetwillen abgeschnitten, und dies erhabene Wesen bleibt immer noch das unbekannteste und bestrittenste der Welt.

»Die Menschen würden sehr glücklich gewesen sein, wenn sie, sich auf die sie interessirenden sichtbaren Gegenstände beschränkend, die Hälfte der Anstrengungen, die sie ihren Untersuchungen über die Gottheit gewidmet haben, dazu verwandt hätten, ihre wirklichen Wissenschaften, ihre Gesetze, ihre Moral und ihre Erziehung zu vervollkommen. Sie würden noch weiser und glücklicher gewesen sein, hätten sie sich entschließen können, ihre müßigen Führer unter einander streiten und die hirnverrickenden Tiefen ergründen zu lassen, ohne sich um ihren wahnwitzigen Hader zu kümmern. Aber es ist ein Hauptzug der Unwissenheit, Dem, was sie nicht begreift, Wichtigkeit beizumessen. Die menschliche Eitelkeit bewirkt, daß der Geist den Schwierigkeiten Trotz bietet. Jemehr ein Gegenstand sich unsern Au-

gen entzieht, desto mehr strengen wir uns an, ihn zu erfassen, weil er alsdann unsern Stolz kitzelt, unsre Neugierde reizt, uns interessant erscheint. Indem er für seinen Gott kämpft, kämpft jeder in der That nur für die Interessen seiner eigenen Eitelkeit, welche von allen durch die schlechte Organisation der Gesellschaft erzeugten Leidenschaften sich am schnellsten beunruhigt und am leichtesten große Thorheiten gebiert.

»Wenn wir, für einen Augenblick die trüben Vorstellungen außer Acht lassend, welche die Theologie uns von einem launenhaften Gotte giebt, dessen parteiische und despotische Beschlüsse das Schicksal der Menschen bestimmen, unsern Blick nur auf die angebliche Güte richten, die alle Menschen, selbst während sie vor ihm zittern, diesem Gotte zuschreiben; wenn wir annehmen, daß er, wie man behauptet, nur die Absicht gehabt habe, für seinen Ruhm zu wirken, die Verehrung verständiger Wesen zu fordern, in seinen Werken nur die Wohlfahrt des Menschengeschlechts zu erstreben: – wie will man dann seine Absichten und Anordnungen mit der wahrhaft unüberwindlichen Unwissenheit in Einklang bringen, in welcher dieser ruhmvolle und große Gott die Mehrzahl der Menschen in Betreff seiner läßt? Wenn Gott will, daß man ihn kenne, liebe und ihm danke, warum zeigt er sich dann nicht unter günstiger Gestalt all' jenen verständigen Wesen, von welchen er geliebt und verehrt sein will? Warum offenbart er sich nicht der ganzen Erde in einer unzweideutigen Art, die uns weit eher zu überzeugen vermöchte, als jene besonderen Offenbarungen, welche die Gottheit einer häßlichen Parteilichkeit für einige ihrer Geschöpfe anzuklagen scheinen? Ständen dem Allmächtigen denn keine überzeugenderen Mittel zu Gebote, sich den Menschen zu enthüllen, als jene lächerlichen Metamorphosen, jene angeblichen Fleischwerdungen, welche uns von Schriftstellern bezeugt werden, die in ihrer Erzählung derselben so wenig mit einander übereinstimmen? Könnte der Beherrscher der Geister, statt so vieler Wunder, die erfunden sind, um die göttliche Sendung so vieler Gesetzgeber zu beweisen, welche von den verschiedenen Völkern der Welt verehrt werden, nicht sofort den menschlichen Geist von den Dingen überzeugen, die er ihnen bekannt machen wollte? Wäre es nicht, statt eine Sonne am Himmelsgewölbe aufzuhängen, statt die Sterne und Sternbilder, welche den Raum erfüllen, ordnungslos zu verstreuen, den Absichten eines Gottes, der eifersüchtig auf seinen Ruhm war und es so gut mit den Menschen meinte, entsprechender gewesen, auf eine nicht anzufechtende Art seinen Namen, seine Eigenschaften und seinen unwandelbaren Willen in unauslöschlichen und gleicherweise für alle Erdbewohner lesbaren Zügen hinzuschreiben? Niemand hätte dann die Existenz Gottes, seinen offenbaren Willen, seine deutlichen Absichten bezweifeln können. Unter den Augen dieses schrecklichen Gottes hätte Niemand die Kühnheit

gehabt, seine Befehle zu verletzen; kein Sterblicher hätte gewagt, den Zorn desselben auf sich herabzuziehen; kein Mensch endlich hätte die Stirn gehabt, in seinem Namen zu betrügen, oder seine Gebote der eignen Laune gemäß auszulegen.

»In der That, selbst wenn man die Existenz des theologischen Gottes und die Wirklichkeit der so widerstreitenden Attribute einräumte, die man ihm zuertheilt, könnte man Nichts daraus folgern, um das Verfahren oder die Verehrungsweisen zu rechtfertigen, welche man ihm gegenüber verschreibt. Die Theologie ist in Wahrheit das Faß der Danaiden. Mittelst widersprechender Eigenschaften und kecker Behauptungen hat sie, so zu sagen, ihren Gott dermaßen geknebelt und gebunden, daß sie ihn in die Unmöglichkeit versetzt hat, zu handeln. Ist er grenzenlos gut, welchen Grund hätten wir dann, ihn zu fürchten? Ist er grenzenlos weise, weshalb sollten wir uns dann über unser Geschick beunruhigen? Weiß er Alles, wozu« ihn dann von unsern Bedürfnissen unterrichten, ihn mit unsern Gebeten belästigen? Ist er allgegenwärtig, wozu ihm Tempel errichten? Ist er der Herr aller Dinge, wozu ihn: Opfer und Gaben darbringen? Ist er gerecht, wie kann man dann glauben, daß er Geschöpfe bestrafen werde, die er voll Schwächen erschuf? Wirket die Gnade Alles in ihnen, welchen Grund hätte er dann, sie zu belohnen? Ist er allmächtig, wie können wir ihn beleidigen, wie uns ihm widersetzen? Ist er vernünftig, wie könnte er Blinden zürnen, denen er die Freiheit ließ, zu irren? Ist er unwandelbar, mit welchem Rechte maßen wir uns an, ihn zur Abänderung seiner Beschlüsse zu bestimmen? Ist er unbegreiflich, weshalb beschäftigen wir uns mit ihm? Hat er gesprochen, weshalb ist das Weltall nicht überzeugt? Ist die Kenntniß von einem Gotte die nothwendigste, warum ist sie nicht die augenscheinlichste und klarste?« – *Système de la Nature*, London 1781.

Der aufgeklärte und edle Plinius bekennt sich in folgenden Worten offen zum Atheismus: »Aus diesem Grunde halte ich dafür, daß es menschliche Schwache ist, nach dem Bilde und der Gestalt Gottes zu fragen. Wer und wo immer Gott sein möge (wenn überhaupt ein solcher existirt), er ist ganz Sinn, ganz Gesicht, ganz Gehör, ganz Leben, ganz Seele, ganz sein selbst ... Es ist aber ein hauptsächlichlicher Trost der unvollkommenen Menschennatur, daß nicht einmal Gott Alles zu thun vermag. Denn er kann sich weder, wenn er es auch wollte, den Tod zuertheilen, welchen er dem Menschen als die beste Gabe bei so vielen Leiden des Lebens verlieh; noch kann er den Sterblichen die Ewigkeit schenken, oder Verstorbene wieder ins Leben rufen; noch kann er bewirken, daß, wer lebte, nicht gelebt, wer Ehren trug, dieselben nicht getragen hat; er hat keine Macht über das Vergangene, außer der Macht des Vergessens, und (um auch ein scherzhaftes Argu-

ment in diese Reihe von Beispielen zu mischen) er kann nicht verhindern, daß zweimal zehn zwanzig macht, und vielerlei ähnliche Dinge. Hieraus geht unzweifelhaft hervor, daß die Naturkraft auch Dasjenige ist, was wir Gott nennen.« – Plinius' Naturgeschichte, im Kapitel über Gott.

Der konsequente Newtonianer ist nothwendigerweise ein Atheist. Vergl. Sir William Drummond's *Academical Questions*, cap. III. – Sir William scheint den Atheismus, zu welchem das Gravitationssystem führt, als einen hinlänglichen Beweis für die Irrthümlichkeit desselben zu betrachten; aber sicherlich entspricht es mehr der philosophischen Ehrlichkeit, einer Folgerung aus Thatsachen beizupflichten, als einer unerweislichen Hypothese, obschon erstere den hartnäckigen Vorurtheilen des Pöbels widerstreiten mag. Hätte, dieser Schriftsteller, anstatt wider die Strafbarkeit und Unsinnigkeit des Atheismus zu peroriren, die Irrthümlichkeit desselben nachgewiesen, so würde sein Verfahren besser zu der Bescheidenheit des Skeptikers und der Toleranz des Philosophen gestimmt haben.

»Denn alle Dinge sind durch die Macht Gottes erschaffen, und zwar weil die Macht der Natur keine andere als die Macht Gottes ist; in so weit aber vermögen wir die Macht Gottes nicht zu begreifen, als die natürlichen Ursachen uns unbekannt sind, und deshalb sprechen wir thörichterweise von der Macht Gottes, so oft wir die natürliche Ursache irgend einer Sache, d. h. eben die Macht Gottes, nicht kennen.« – Spinoza, *Theologisch-politischer Traktat*, Kap. I, S. 14.

(Seite 104-118)



Hermann Samuel Reimarus (1694 – 1768)



**Ein Mehreres aus den
Papieren des
Ungenannten, die
Offenbarung betreffend
1777.**

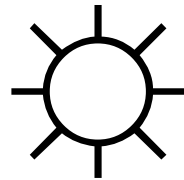
Lessings Vorwort

Das Fragment eines Ungenannten von Duldung der Deisten, im vorigen Beytrage, hat bey einem und dem andern meiner Leser, um dessen Beyfall mir es nicht am wenigsten zu thun ist, einen besondern Eindruck gemacht. Je weniger man hier so etwas erwartete, desto angenehmer war es; „gleich einem grünen Platze, auf den man unvermuthet in einer Sandwüste stößt.“ Das Gleichniß ist nicht mein eigen, wie man wohl denken kann. Es gehöret einem von gedachten meinen Lesern, der mich schriftlich damit belohnen und aufmuntern wollen. Denn er setzt hinzu, daß er es für wahre bibliothekarische Pedanterey erklären werde, wenn ich deswegen, weil dreyssigjährige Papiere etwa noch nicht unleserlich und vermodert genug seyn könnten, sie gänzlich wieder bey Seite legen wollte. Er beschwört mich sogar, dem Publico ja mit nächstem ein Mehreres, und, wo möglich, das Dreisteste und Stärkste, daraus mitzutheilen, um bey Kleingläubigen den Verdacht nicht zu erwecken, was für unbeantwortliche Dinge so geheim gehalten würden.

Nun fürchte ich jenen Spott zu sehr, und bin, was diesen Verdacht betrifft, der guten Sache zu gewiß, als daß ich im geringsten anstehen sollte, seinem Verlangen, welches, wie ich weiß, auch der Wunsch andrer seines gleichen ist, ein Genüge zu leisten. Nur dürfte ich schwerlich eben mit dem Dreistesten und Stärksten so fort aufwarten können. Die Papie-

re sind noch in zu großer Unordnung, und der Faden bricht oft ab, wo man es am wenigsten erwartet. Bis ich in ihnen also besser bewandert bin, begnüge man sich mit nachstehenden Fragmenten, die ich ohne weitere Einleitung vorlege.

Zum Schlusse derselben bloß erlaube man mir, einige Winke hinzuzufügen, welche die Art und Weise betreffen, wie man, vornehmlich in unsern neuesten Zeiten, alles das abzuweisen und nichtig zu machen gewußt hat. Ich halte einen Zusatz dieser Art für meine Pflicht, so wenig ich mich auch demselben gewachsen zu seyn fühle.



Viertes Fragment.

*Daß die Bücher A. T. nicht geschrieben worden,
eine Religion zu offenbaren.*

§§. Ich verstehe aber besonders eine übernatürliche seligmachende Religion, welche vor allen Dingen ein Erkenntniß von der Unsterblichkeit der Seelen, von der Belohnung und Bestrafung unserer Handlungen in einem zukünftigen ewigen Leben; von der Vereinigung frommer Seelen mit Gott zu einer immer grössern Verherrlichung und Seligkeit, erfordert und zum Grunde legen muß. Wenn wir demnach annehmen, daß einer den Vorsatz hat, eine seligmachende Religion zu lehren und zu offenbaren, und daß ihm diese wichtigen Sätze, welche den vornehmsten Zweck der Religion ausmachen, bekannt sind, und daß er sie für wahr hält: so ist nicht möglich, daß er dieselben verschweigen, oder nur kaltsinnig, im Vorbeygehen, mit ein Paar zweydeutigen Worten berühren sollte: Er müßte diese unbekante, und nicht so leicht zu begreifende, ja wol grossen Zweifeln unterworfenen Wahrheiten zu allererst verständlich erklären, und überzeuglich darthun, und als den wichtigsten Bewegungs-Grund und Zweck aller religiösen Handlungen und menschlichen Hoffnung anpreisen. Setzen wir aber, daß einer von diesen wichtigen Sätzen nichts erwähnt, sondern lauter zeitliche Belohnungen und Strafen zu Bewegungs-Gründen brauchet, ja dem

Menschen vorstellet, daß, wenn er einmal todt sey, er auch nicht mehr lebe noch aufleben könne: so folget auch nothwendig, daß ihm diese wichtigen Grund-Sätze einer seligmachenden Religion entweder gar nicht bekannt gewesen, oder, daß er sie für falsch und unmöglich gehalten habe. Folglich kann er auch den Zweck nicht gehabt haben, eine seligmachende Religion zu offenbaren: sondern wo er ja von einer Religion spricht und schreibt, so kann es keine andere, als eine schlechte und niederträchtige Religion seyn, welche kaum mehr den Schein einer Religion behaupten kann. Am wenigsten wird es jemand für eine göttliche Offenbarung annehmen können: da, wo uns irgend eine göttliche Offenbarung nöthig ist, dieselbe insonderheit und hauptsächlich zu dem Erkenntnisse von der Unsterblichkeit der Seelen, und dessen mehrerer Vergewisserung nöthig wäre. Nun fragt sich, was wir von Mose und den übrigen Schreibern altes Testaments sagen wollen? Denn was wir auch sonst für ein Erkenntniß oder Absicht bey ihnen annehmen; so scheint doch der Schluß herauszukommen, daß sie uns keine göttliche Offenbarung gewähren, wo sie nicht zugleich das Erkenntniß von der Unsterblichkeit der Seelen und ihrem Zustande nach diesem Leben als einen der wichtigsten Punkte sorgfältig vortragen.

§§. Es hat zwar der gelehrte Herr Warburton die göttliche Sendung des Moses eben daher zu beweisen gesucht, weil er von der Unsterblichkeit der Seelen nichts gelehret hat. Allein ich muß gestehen, daß ich in denen drey Bänden, so er davon zusammen geschrieben, sonst viele schöne Anmerkungen, aber nur das eine nicht gefunden, worinn der Grund seines Beweises liege. Ich rede von solchem Beweise, dabey man einem vernünftigen, gelehrten und ehrliche[n] Manne zutrauen kann, daß er ihn im Ernste meyne: und ich fürchte, daß diese Art Mosen zu rechtfertigen nirgend Beyfall finden, und den Herrn Warburton selbst verdächtig machen werde. Ich kann es nicht anders als einen Widerspruch ansehen, daß einer das verheelet, was er offenbaren will. Setze ich nun, daß Moses oder die folgenden Schreiber eine seligmachende Religion hat offenbaren wollen: so setze ich zugleich, daß sie eine Religion offenbaren wollen, welche die Menschen in Absicht und Hoffnung der Seligkeit annehmen und ausüben sollten: damit sie nemlich daraus die Bewegungs-Gründe der Liebe und des Verlangens zu Gott, des Vertrauens auf denselben, des Gehorsams gegen ihn, der Geduld und Standhaftigkeit in aller Trübsal und überhaupt aller Tugenden und Pflichten nehmen könnten. Da nun eine solche Religion sich auf das Erkenntniß der Seligkeit, als ihre Haupt-Absicht, und auf die daraus genommenen Bewegungs-Gründe stützet: so ist es ein Widerspruch, eine seligmachende Religion offenbaren wollen, und doch das Erkenntniß von der Seligkeit mit Fleiß verschweigen und verheelen. Das wäre eben so beschaffen, als wenn Moses die Israeliten hätte

bereden wollen, mit ihm ins gelobte Land zu ziehen, um das einzunehmen, und hätte ihnen doch nicht gesagt, daß ein solches Land in der Welt sey, noch daß ihnen Gott solches verheissen.

§§. Allein, wenn wir auch den Zweck, eine seligmachende Religion zu offenbaren, bey Mose und den übrigen gleich nicht setzen: so würde[n] sie doch noch andere Ursachen genug gehabt haben, ihren Israeliten von der Seelen Unsterblichkeit und Seligkeit was vorzusagen, und ihnen diese Hoffnung anzudringen. Ich habe im vorigen Capitel gezeigt, daß die Absicht der Priester und Propheten in ihren Büchern nicht weiter gegangen, als nur die Israeliten von dem Dienste anderer Götter zu ihrem Levitischen Dienste des Gottes Jehovah zu bringen, davon sie so große Vortheile hatten, und daß sie doch hieran die ganze Zeit über vor der Babylonischen Gefängniß, durch alle ihre Geschichte und Weissagungen, durch alle Thaten und Wunder, durch alles Verheissen und Drohen, vergeblich gearbeitet haben. Nun versprechen sie ihnen alles, was auf der Welt angenehm seyn mag, und drohen mit allem, was in diesem Leben fürchterlich und erschrecklich seyn kann. Der Bewegungs-Grund ist also bloß von leiblichen Strafen und Belohnungen dieses Lebens hergenommen: und eben derselbe wird auch allein den Erz-Vätern beygelegt. Jakob fodert nichts mehr von Gott, als Brodt zu essen, und Kleider anzuziehen: so soll Jehovah sein Gott seyn, und sodann will er ihm ein Haus bauen, und ihm den Zehenden geben von allem Vermögen: welches man gewiß einen sehr niederträchtigen und knechtischen Gottesdienst heissen mag. Moses legt den Israeliten keinen andern Bewegungs Grund vor, Gott zu dienen. Dem Jehovah, eurem Gott sollt ihr dienen: so wird er dein Brodt und dein Wasser segnen, und ich will alle Krankheit aus deinem Mittel hinweg thun: es wird keine Mißgebährende noch Unfruchtbare seyn in deinem Lande: ich will die Zahl deiner Tage erfüllen (dich alt werden lassen), ich will meinen Schrecken vor dir her senden. Werdet ihr in meinen Satzungen wandeln, und meine Gebote halten, und dieselbe thun: so will ich eure Regen geben zu ihrer Zeit, und das Land wird sein Gewächs geben, und der Baum des Feldes wird seine Frucht geben: und es wird euch die Dresch-Zeit reichen bis an die Wein-Erndte, und die Wein-Erndte wird reichen bis an die Saat: also werdet ihr euer Brodt essen bis ihr satt werdet, und werdet sicher wohnen in eurem Lande etc. und so lautet es in vielen andern Stellen. Insonderheit ist zu merken: wenn Moses alle Segen und Flüche dem Volke vorlegen will, die er nur erdenken kann, um sie zur Beobachtung des Gesetzes zu bewegen, so ist doch nicht ein einziger Segen oder Fluch, auf was geistliches oder ewiges, auf Seligkeit oder Verdammniß, Belohnung oder Strafe nach diesem Leben gerichtet: alle sind sie leiblich und zeitlich. In den nachfolgenden Büchern und in den Propheten ist es nicht anders beschaffen; wobey ich mich nicht aufhalten darf, weil es jedem in die Augen fällt

und längst erkannt ist. Nun mußte doch Moses sowol als alle nachfolgende Priester und Propheten erfahren, daß alle ihre Bewegungs-Gründe, alle Segen und Flüche nichts helfen wollten, das Volk von dem abgöttischen Dienste zum Levitischen zu bringen. Hatten sie denn nicht demselben, die himmlischen und ewigen Güter als triftigere Bewegungs-Gründe vorlegen müssen, da sie mit den leiblichen Verheissungen so viele Jahre herdurch nichts ausgerichtet hatten? hätten sie ihnen nicht die Natur der Seele und ihre Unsterblichkeit, nebst den unendlichen der Ewigkeit erklären, und eine Furcht vor de[m] Gott aller Geister einprägen müssen, der auch nach dem Tode die Seele kann zur Rechenschaft fordern, welche hier seine Gebote verachtet und übertreten? Es ist nicht möglich, daß einer, dem die Wahrheit selbst bekannt ist, dieselbe in solchem Falle, da sie noch als das einzige Mittel zum Zwecke übrig bleibt, nicht hervorbringen sollte. Zumal, da hier die sinnlichen und leiblichen Güter bey den Israeliten unmöglich einen Eindruck geben konnten, daß sie zum Levitischen Gottesdienste willig würden. Denn sie hatten bey ihrer Abgötterey in der That mehrerern Ueberfluß und Bequemlichkeit, als bey dem Levitischen Dienste, vermöge welches sie nach dem Gesetze den Priestern und Leviten so viele Abgaben entrichteten, so viele kostbare Pflichten ausüben sollten, daß sie kaum das liebe Brodt dabey behalten konnten; der Last und Mühe noch zu geschweigen. Es wäre also nichts nöthiger gewesen, als daß ihnen diese slavische Armuth wenigstens durch Verheissung weit grösserer Güter versüßet würde.

§§. Moses sucht die Levitischen Gebräuche beym Gottesdienste durch die Weisheit und den Verstand, welcher darinn liege, beliebt zu machen. Schau, spricht er, ich hab euch Satzungen und Rechte gelehret, wie mir der Herr, mein Gott, geboten hat. - - - So behaltets nun, und thuts: denn dieß ist eure Weisheit und Verstand vor den Augen der Völker, welche, wann sie hören werden alle diese Satzungen, werden sie sagen; nur dieses herrliche Volk ist ein weises und verständiges Volk. Denn welches ist so ein herrlich Volk, das Götter habe, die sich zu ihm nahen, als der Jehovah unser Gott, so oft wir ihn anrufen? Wenn aber Moses, wie es scheint, insonderheit auf die Levitischen Satzungen ziele: so siehet man nicht, warum dieselben mehr Weisheit und Verstand zeigen, als die heydnischen. Denn auch die Heyden hatten ihre Tempel, Priester, Altäre, Opfer, Reinigungen, Orakel und alle die Haupt-Sachen, welche Moses gestiftet. Daher durften sich weder die Heyden darüber wundern, noch die Israeliten damit besondere Weisheit und Verstand dünken lassen. Denn in dem äusserlichen steckt es nicht. Diese Handlungen sind vielmehr an sich den Sinnen unangenehm, und müssen den Weisen als ungereimt vorkommen, wenn sie nichts weiter zu bedeuten haben. Nun wußte man bey den Heyden noch, daß diese äusserliche Ceremonien gewisse Geheimnisse

bedeuten sollten: die Priester verstanden sie, und liessen auch andere dazu, welche endlich in diese Geheimnisse hinein schauen durften, und ἐπόπται genannt wurden. Und da hat Herr Warburton gar schön gezeigt, daß die Heiden unter andern mit ihren geheimnißvollen Ceremonien, der Seelen Unsterblichkeit, Belohnung und Bestrafung nach, diesem Leben, vorstellen wollen. Sollte denn nicht Moses auch diese bey seinem Volke verachtete Levitische Ceremonien, wenn er anders was offenbaren wollte, dadurch haben als weise und verständig vorstellen müssen, daß sie lauter himmlische und ewige Dinge bedeuteten? Sollte er vom Anfange bis zu Ende in seinem Gesetze nicht einmal einen Wink von dieser wichtigen Sache geben? Wir können es doch aus heydnischen Schreibern deutlich sehen, ob sie gleich sonst mit ihren Mysteriis sehr geheim waren: warum nicht aus Mose, da er uns was offenbaren sollte? So verhält es sich auch mit David. Der preiset den Levitischen Gottesdienst wegen seiner Schönheit, und freuet sich, daß er soll den schönen Gottesdienst besuchen, und im Hause des Herrn immerdar wandeln. Nun ist wahr, daß David dem Gottesdienste so fern einen äusserlichen Wohlstand und Ordnung gegeben, als er Musik und Lieder dabey eingeführet. Aber das allermeiste bey dem Gottesdienste war doch der gesunden Vernunft und den Sinnen zuwider. Denn worinn bestand das schöne des Gottesdienstes? Sollte Gott Fleisch von Rindern und Schafen essen, oder von deren Blute trinken, oder den lieblichen Geruch von dem verbrannten Fette riechen in seiner Nasen? das ist der Vollkommenheit Gottes unanständig. Menschen konnte das meiste äusserliche auch nicht schöner dünken: daß da Rinder und Kälber blökten, Schafe und Ziegen mäckerkten, Turteltauben girreten: daß da eine Schlacht- und Fleisch-Bank war, alles mit Blut, Fett und Unflat aus den Gedärmen besudelt, und durch eben den Unflat und das Verbrennen des Fettes mit Gestank und Schmauch erfüllet ward: daß dort einer sich durch einen Jsop-Büschel mit Wasser und Asche besprützen, dort ein anderer sich den Ohrlappen und Daumen der rechten Hand und den Zehen am rechten Fuße mit einem Tropfen Bluts vom Stier beschmieren ließ: dort ein anderer sich nackend wusch, und die Kleider wieder abtrocknete: dort wieder ein anderer alle Haare vom Leibe abschor, und sie hernach unter dem Fleisch-Kessel verbrennete: dort Priester und Leviten und Israeliten schmauseten. Ich sehe darinn nichts schönes, und würde es noch viel weniger sehen, wenn ich das Unangenehme selbst mit meinen Sinnen empfinden sollte. Wenn aber David andere höhere Schönheit darinn gesehen, wenn er sich, zum Exempel, bey dem Gottesdienste vorgebildet hätte, daß er einmal näher zu Gott kommen und in jener Seligkeit freudig vor ihm wandeln würde: sollte er andern diese Gedanken bey solcher guten Gelegenheit mißgegönnet, und nicht vielmehr mitgetheilet haben, damit sie auch die Schönheit des Levitischen Gottesdienstes erkennen, und Lust dazu bekommen könnten?

§§. Einen andern starken Bewegungs-Grund hätte Moses gehabt, der Seelen Unsterblichkeit und Seligkeit zu offenbaren, in so fern er die Israeliten dadurch hätte beherzt machen können wider ihre Feinde zu streiten, und das Land Canaan einzunehmen. Moses hatte ihnen sonst zwar Begierde und Muth zu machen gesucht, indem er das Land Canaan als das herrlichste Land, da Milch und Honig in flösse, beschrieb, und dabey verheissen, daß Gott vor ihnen hergehen und alle Heyden und Feinde durch viele Wunder vor ihnen her vertreiben und bestreiten würde: sie sollten nur getrost und unverzagt seyn. Aber es ist aus der Geschichte bekannt, daß diese Vorstellung bey den feigen Israeliten nichts helfen wollte. So bald sie hörten, daß da große Enaks-Kinder wohnten, daß sie veste Städte und eiserne Wagen hätten, wurden sie verzagt und wollten ihr Leben, in dessen Gränzen nemlich Moses alle Belohnung eingeschränkt hatte, nicht daran wagen: sie irreten lieber vierzig Jahre in der Wüsten herum, und es ward bey Mosis Leben nichts aus der Sache. Man weiß auch, wie sie noch zu Josuae Zeiten und nachmals, dieses einzige Kleinod des Lebens so ungerne in die Schanze gesetzt. Wenn nur ein Paar ihrer Brüder blieben, so wird die ganze Armee von 600000 Mann verzagt zu fechten, fliehet zurück, und will nicht wieder an den Feind: sie behelfen sich lieber kümmerlich mit ein wenig Landes, indem sie gegen die starken Cananiter, ihre Vestungen, und eiserne Wagen, viel zu weiches Herz hatten. Weil denn Milch und Honig nicht süß genug war, ihr theures Leben daran zu wagen, wovon sie hernach weder Genuß noch einige Belohnung weiter zu hoffen hatten: hätte sie nicht die Hoffnung der Unsterblichkeit und der Belohnung nach diesem Leben zu tapfern Männern gemacht? und hätten Moses und Josua nicht auch deßfalls große Ursache gehabt, ihnen diesen Glauben auf alle Weise beyzubringen? Denn man weiß ja aus so vieler andern Völker, insonderheit der Celten ihrer Geschichte, wie tapfer sie gegen ihre Feinde gefochten, wie unerschrocken sie in den Tod gegangen, bloß weil sie von ihren Priestern und Druiden belehret worden, daß sie eben darum in ein besseres Leben versetzt würden. Ist denn begreiflich, daß Moses und Josua und alle Priester und Propheten bey den Israeliten mit dieser so starken Aufmunterung zur Tapferkeit wissentlich hinter dem Berge halten, da sie mit allen andern Zureden nichts ausrichten?

§§. Es ist oft die Frage in der Schrift, insonderheit in Hiobs, Davids, und Salomons Büchern, warum es denen Frommen gehe wie den Gottlosen? warum es diese oft gut, und jene böse haben? wie dieses mit göttlicher Güte und Gerechtigkeit übereinstimme? Was antwortet die Schrift hierauf? entweder nichts, oder höchstens dieses, daß Gott es doch zuletzt dem Frommen und seinem Saamen in der Welt wohl, und dem Gottlosen, oder wenigstens seinem Saamen, in der Welt werde

übel gehen lassen. Also wird die ganze Comödie der menschlichen Begebenheiten in diesem Leben beschlossen. Da widerlegt es aber die Erfahrung, daß es so allezeit gehe. Wie oft hält das Unglück bey einem Frommen nicht bis an das Ende seines Lebens an? wie oft muß nicht auch sein Saame nach Brodt gehen? wie oft stirbt der Gottlose in allem Wohlleben, und hinterläßt eine glückliche Familie? Die rechte Antwort hierauf wäre ja wol gewesen, daß dieses Leben nur kurz sey, und nur einen Auftritt der menschlichen Begebenheiten ausmache; daß hergegen noch ein anderer Auftritt mit einem andern Leben erfolge, worinn sich dieser widrige Schein auflösen werde; darinn Gott den Frommen werde Recht und Gnade widerfahren lassen, und hergegen die Gottlosen zur Strafe ziehen. Ist es nun wohl möglich, daß einer einen schweren Zweifel in der Religion aufbringet, und stark macht, und dennoch seine Leser lieber in Zweifel oder im Irrthum lasset, wo er die rechte Antwort weiß, und den Zweck hat, die Religion zu lehren und zu bevestigen?

§§. Wir finden in der Schrift zum öftern Sterbende redend aufgeführt, welche für fromme Männer Gottes gehalten worden, oder Propheten, welche zu den Sterbenden vor ihrer Todes-Stunde gesandt sind. Da wäre es doch einmal Zeit, nun die vergänglichen Güter dieser Welt vorbey sind, und das überstandene Leben so wenig wiederkommt, als Hoffnung gegeben wird vom Tode wieder aufzustehen, und ein neues Leben wieder anzufangen: Da wäre es, sage ich, einmal Zeit, daß fromme Männer ihre Augen auf das zukünftige und ewige richteten, daß sie sich mit der Hoffnung eines andern Lebens aufmunterten, oder sich nur mit einem Worte merken liessen, daß sie daran gedächten: daß Priester und Propheten die Sterbenden zu den himmlischen und ewigen Gütern durch ihr Zureden bereiteten. Allein da ist nichts zu thun: alles Reden und Zureden bestehet darinn, daß sie entweder noch einige Jahre einer Lebens-Frist geniessen, oder ihre Nachkommen es gut haben sollen. Mit dem Beschluß des Lebens ist auch ihre Gottesfurcht, Religion, Tugend und Hoffnung zum Ende. Genug, die Frommen sind dieses Lebens satt, sie werden versamlet zu ihren Vätern, sie werden begraben, und denn ruhen und schlafen sie immer und ewiglich. Sollte denn eine so wichtige Sache, als die Unsterblichkeit und Seligkeit ist, bey so vieler Gelegenheit, und insonderheit bey Sterbenden, nicht ein einzig mal in Betrachtung gezogen werden? zum Exempel, Moses erzählt vom Henoch, daß er immer mit Gott gewandelt, hernach aber, war er nicht mehr, dieweil ihn Gott hinweg genommen hatte; weiter stehet da nichts. Daher Clericus billig dabey die Anmerkung machet: Es ist zu bewundern, daß Moses, wenn er anders geglaubt, Henoch sey in die Unsterblichkeit versetzt, eine so wichtige Sache ganz im Vorbeygehen und so dunkel berühret, als ob er solches niemand hätte wollen wissen lassen. Esaias bestrafft diejenigen, welche

nichts thun, als Ochsen würgen, Schaafte schlachten, Fleisch essen und Wein trinken, und dabey sagen: Lasset uns essen und trinken, denn morgen werden wir sterben. Das ist: alsdenn hat doch alle Freude ein Ende, wenn man todt ist: so wollen wir derselben geniessen, weil wir noch leben. Was sagt denn Esaias hierauf? sagt er etwa: ihr irret euch: ihr müsset noch nach diesem Leben Rechenschaft geben? Nein, er spricht nur: aber der Herr Zebaoth hat sich offenbaret vor meinen Ohren, daß euch diese Missethat nicht solle vergeben werden, bis ihr sterbet. Das ist, ihr sollt bis an euren Tod dafür gestraft werden. Hiebey hat abermahl Clericus die ganz natürlichen Gedanken: "Wenn die Unsterblichkeit zu diesen Zeiten bekannt gewesen wäre, so würde es sich an diesem Orte sehr wohl geschickt haben, die Gottlosen vor den Strafen des zukünftigen Lebens zu warnen. Denn die so redeten, laßt uns essen und trinken, weil wir morgen sterben, die glaubten kein ander Leben. Das ist nemlich einerley mit dem, was beym Petronius stehet: Ach! ach! wie elend sind wir! wie wird doch der ganze Mensch so bald ein Nichts! Drum laßt uns wohlleben, so lange wir noch sind." Solcher Gelegenheiten nun, da der Unsterblichkeit, und der zukünftigen Belohnung oder Bestrafung nohtwendig hätte müssen gedacht werden, sind gar viele mehr, welche ich nicht alle namhaft machen kann. Da nun die Schreiber des alten Testaments bey keiner auch noch so dringenden Gelegenheit, diesen wichtigen Lehr-Punct der Religion erwehnen: so folget erstlich, daß sie ihn selbst nicht müssen gewußt haben: und ferner folgt daraus, daß, was man ihnen auch für einen Zweck beylegt, derselbe doch keine göttliche Offenbarung einer seligmachenden Religion könne gewesen seyn.

§§. Ich will aber noch mehr sagen: es ist nicht genug, daß die Schreiber des alten Testaments die Unsterblichkeit nicht lehren und erwehnen; sie leugnen sie sogar, und behaupten das Gegentheil, daß der Mensch nichts sey als Erde und Staub, daß wir im Tode nicht besser sind als das Vieh, daß mit dem Leben alles aus sey, daß die Todten nichts wissen und keinen Lohn mehr haben, daß sie nimmer und in Ewigkeit vom Tode wieder erwachen. Nach Mosis Beschreibung ward der Mensch aus einem Erden-Klos gebildet, und darauf bläset ihm Gott einen Hauch der Luft, welche das Leben giebt, einen Odem des Lebens, in seine Nase, und also wird er eine lebendige Seele. Die Eva wird aus der Rippe Adams erbauet; wir lesen aber nicht, daß ihr besonders ein solcher Hauch des Lebens in die Nase geblasen sey; vermuthlich weil die Rippe schon Fleisch und Blut, und folglich Leben an sich hatte, und so zu reden ein Pfropf-Reis eines neuen Menschens war. Denn das Blut ist, nach Mosis Grund-Sätzen, die Seele, oder das *principium vitale* alles Fleisches, auch des Menschen, und aus dessen Bewegung entstehet der Odem, oder das Hauchen des Lebens. Wenn nun der erste Mensch zwar ewiglich leben sollte, so sollte es doch ge-

schehen von den Früchten im Garten, insonderheit von dem Baume des Lebens. Nach dem Falle aber soll er des Todes sterben, der Baum des Lebens wird weggethan, daß der Mensch nicht ewiglich lebe. Und dann heißt es schlechthin von dem Menschen, ohne Einschränkung etwa auf den Leib allein: Staub bist du, und zu Staub wirst du wieder werden. Die Wörter, welche Moses und die andern hebräischen Schreiber von der Seele gebrauchen, deuten alle nur was körperliches an. Nephesch, ein Odem, Ruach, ein Wind, Neschamah, ein Hauch. Wenn der Odem aus ist (*cum homo animam efflavit*) so ist er nicht mehr. Demnach, daß Gott dem ersten Menschen diesen Hauch des Lebens, diese Neschamah in seine Nase geblasen, kann keinen Geist andeuten, der von der Materie unterschieden oder unsterblich wäre. Der Mensch ziehet den Odem durch die Nase, und das thun die Thiere auch, darum auch den Thieren eine Neschamah beygelegt wird. Und wenn Ezechiel die Belebung todter Gebeine in einem Sinnbilde von der Herstellung des Volks, nach der Art der Mosaischen Schöpfung beschreibt: so läßt er erst die Gebeine zusammen kommen, Fleisch und Haut darauf wachsen: aber denn ist noch kein Ruach, kein Odem in ihnen. Darauf ruft er dem Winde, der kommt herzu aus allen vier Gegenden der Welt, und bläst die Todten an, dann kommt Odem in sie, und sie werden wieder lebendig. Es ist also doch ein materieller Wind, Hauch oder Odem. Wesfalls Hiob sagt: Gedenke, daß mein Leben ein Wind ist. Und Esaias braucht dieselbe Mosaische Redens-Art zum Beweise der Sterblichkeit: so lasset nun ab, spricht er, von dem Menschen, der Odem hat in der Nasen. Dann Lieber, wie hoch ist er zu schätzen: Das ist, ist er doch nur ein Hauch, ein Wind. So wie David auch spricht: Verlasset euch nicht auf Fürsten, auf ein Menschen-Kind, bey dem keine Hülfe ist, sein Geist (oder Wind) wird auffahren (*Rucho teze*) er wird wieder zur Erde werden. Demnach haben auch die folgenden Hebräer Mosis Worte nicht anders erklärt, als daß er die Seele des Menschen angesehen als einen Hauch, der wieder in die Luft verfladdert, so wie der Leib in der Erde vermodert. Der Mensch ist also., nach seiner Beschreibung, ganz und gar Materie, verweslich und sterblich. Und daher rechnet ers in seinem Gesetze unter die abergläubischen Handlungen, wenn einer die Todten fragt: nemlich, weil die Todten nicht mehr sind, nicht mehr leben, oder wieder aufstehen werden, und also auch keine Antwort geben können: eben so wenig als Wahrsager, Zeichendeuter oder Tagewähler etwas von den Dingen, darum sie gefragt werden, wissen.

§§. So reden und schreiben auch die Hebräer von dem Zustande der Verstorbenen. Das kluge Weib von Tekoah sagt zum Könige David: wir werden gewiß sterben, und werden seyn, wie das Wasser, das in die Erde verschleuft, das man nicht wieder sammeln kann. Hiob sagt zu Gott: Meine Tage vergehen ohne Hoffnung. Gedenke, daß mein Le-

ben ein Wind ist, und meine Augen nicht wiederkommen werden, zu sehen das Gute, und daß mich auch das scharfsichtigste Auge nicht mehr sehen wird; ja wenn auch deine Augen nach mir sehen werden, so werde ich nicht mehr seyn. Eine Wolke vergehet und fährt dahin: also, wer in das Grab hinunter fährt, kömmt nicht wieder herauf. Welche Worte nicht bloß in Absicht auf dieses Leben geredet seyn können, weil er sagt, daß wenn auch Gottes scharfsichtige Augen nach ihm sehen wollten, so sey er doch nicht mehr. Hätte er geglaubt, nach dem Tode mit seiner Seelen vor dem Angesichte Gottes zu seyn, oder Gott zu schauen, so könnte er so nicht sprechen. Weiter sagt Hiob: Ein Baum hat Hoffnung, wenn er schon abgehauen ist, daß er sich wieder erneuere, und seine Schößlinge hören nicht auf: ob schon seine Wurzel in der Erde veraltet, und sein Stamm in dem Staube erstirbt, so grünert er doch wieder vom Geruche des Wassers, und bringet Zweige, wie eine Pflanze. Ein Mann aber stirbt, wenn er so abgemattet ist: und wenn ein Mensch gestorben ist, wo ist er denn? (d. i. nirgend.) Wie das Wasser ausläuft aus einem See, und wie ein Strom versieget und vertrocknet, also ein Mensch, wenn er sich geleet hat, wird er nicht wieder aufstehen, und wird nicht wieder aufwachen, bis der Himmel nicht mehr seyn wird (d. i. in Ewigkeit nicht), und wird von seinem Schlafe nicht erwecket werden. Ach, daß du mich im Grabe verdecktest, daß du mich verbärgest, bis dein Zorn sich wendete, und setztest mir ein Ziel, daß du wieder an mich dächtest! (ach! daß doch dieses möglich wäre, daß ich eine Zeitlang seyn könnte wie ein Todter, der nichts empfindet, und darnach wieder aufleben mögte!) aber sollte ein Mann, wenn er gestorben ist, wieder aufleben? (das ist nicht möglich). Ich wollte (sonst) alle die Tage meiner bestimmten Zeit harren, bis daß meine Erneuerung käme; so würdest du mir dann rufen, und ich wollte dir antworten, du würdest zum Werke deiner Hände Begierde haben. Nun aber zähltest du meine Gänge. etc. Es kann nichts deutlicher gesagt werden, daß mit dem Tode alles aus sey, und der Mensch in Ewigkeit keine Hoffnung habe wieder aufzuleben, und daß solches eine an sich unmögliche Sache sey. Es klingt alles vollkommen heydnisch, und pflegen die heydnischen Schreiber diese Meynung durch gleiche Sinnbilder auszudrücken.

§§. Es wird mir hienächst erlaubt seyn, dreier Israelitischen Könige Zeugnisse von eben dieser Meynung bey den Hebräern aufzuführen. David betet: Wende dich, Herr, und errette meine Seele (mein Leben), hilf mir um deiner Güte willen. Dann im Tode (wenn man todt ist) gedenket man deiner nicht. Wer will dir in der Hölle (in dem Zustande nach diesem Leben) danken? Auf eben die Art redet er zu Gott: Was hast du für Gewinn an meinem Blute (an meinem Tode), wann ich in die Grube hinabfahre? wird dir auch der Staub danken? wird er deine Wahrheit verkündigen? d. i. denn bin ich nichts als Staub, und kann

es nicht mehr mit Dank erkennen und preisen, daß du mir viele Wohlthaten erzeiget hast. Wiederum spricht er in einem andern Psalm: Wirst du dann den Todten Wunder erzeigen? oder werden die Verstorbenen aufstehen und dir danken? wird man im Grabe (in dem Zustande nach diesem Leben) erzählen deine Güte? und deine Treue im Verderben? (wenn man vermodert ist.) Mögen deine Wunder in der Finsterniß erkannt werden? oder deine Gerechtigkeit im Lande der Vergessenheit? (im Reiche der Todten, da man weder das Gegenwärtige erkennt, noch sich des Vergangenen erinnert.) Hätte David irgend einen Begriff gehabt von einer Seele, die vom Körper unterschieden ist, und ihr geistliches Leben, nach der Absonderung vom Leibe, in sich behält, ja eben durch den Tod in den Zustand gesetzt wird, Gott näher zu erkennen und zu loben; so könnte er unmöglich so reden, als wenn der Mensch lauter Leib wäre, und nicht anders, als mit dem Leibe, in dieser Welt leben, und nicht anders, als hier, Gott loben und danken konnte. Der König Hiskias aber, nachdem er die Verlängerung seines Lebens erhalten hatte, redet eben so: Ich sprach, ich muß zu den Pforten des Grabes fahren - - nun werde ich nicht mehr sehen den Herrn, ja den Herrn im Lande der Lebendigen - - Dann das Grab (d. i. der Begrabene) lobt dich nicht, so rühmet dich der Tod (d. i. der Todte) nicht, die in die Grube fahren, warten nicht auf deine Wahrheit (haben nichts mehr von deinen Verheissungen zu gewarten), sondern die Lebendigen; ja die Lebendigen (allein) loben dich. Worinn eine gleiche Meynung entdeckt wird, daß Menschen, wenn sie einmal todt sind, keine Wohlthaten mehr von Gott zu gewarten haben, und zu geniessen fähig sind. Der König Salomon spricht in seinem Prediger-Buche: Das ist ein böses Ding unter allem, das unter der Sonne geschiehet, daß allen einerley begegnet, (dem Frommen wie dem Gottlosen) und - - sie gleichwol darnach zu den Todten fahren müssen. Zwar derjenige, der mit allen Lebendigen Gesellschaft hat, der hat eine Hoffnung, (sintemal auch ein lebendiger Hund besser ist, dann ein todter Löwe) dann die Lebendigen wissen, daß sie sterben werden, die Todten aber wissen nichts, haben auch keinen Lohn mehr, sintemal ihr Gedächtniß in Vergessenheit gestellet ist etc. Geneuß des Lebens mit deinem Weibe, das du lieb hast, alle die Tage deines eiteln Lebens. Alles, was dir vorhanden kommt, zu thun, das thue wacker: dann im Grabe (im Reiche der Todten) da du hinfährest, ist weder Werk, noch Anschlag, noch Klugheit, noch Weisheit. An einem andern Orte macht er eine Vergleichung zwischen Menschen und Vieh: Ich sprach in meinem Herzen von dem Zustande der Menschen-Kinder - - daß sie an ihnen selbst seyn, wie das Vieh: dann was den Menschen-Kindern begegnet, und was dem Viehe begegnet, das ist bey beyden einerley. Wie dieses stirbt, so stirbt jener auch, und haben alle einerley Geist, und der Mensch hat nichts vortreflichers, dann das Vieh, dann sie sind allzumal eitel: sie fahren alle an einen Ort, sie sind alle aus dem Staube gemacht,

und werden alle wieder zu Staub. Wer weiß, ob der Geist des Menschen aufwärts fahre, und ob der Geist des Viehes unterwärts fahre? Es kann gewiß niemand die Meynung, daß die Seele des Menschen mit dem Leibe vergehe, daß der Mensch, auch der Seele nach, nichts vor den Thieren voraushabe, daß kein Leben nach diesem Leben, keine Belohnung einer Seligkeit sey, stärker an den Tag legen. Und die Ausleger, welche an diesen Stellen künsteln, um einen andern Verstand herauszubringen, haben Mühe und Arbeit verlohren.

§§. Wären die Menschen nicht gewohnt, mit den Begriffen, die sie einmal eingesogen, alles anzusehen, und das, was sie in ihren Gedanken haben, in allen Dingen wahrzunehmen: so müßte diese Wahrheit, daß das alte Testament von keiner Unsterblichkeit und ewigen Leben weiß, allen einleuchten. Aber, wir lernen erst die Unsterblichkeit der Seelen, Himmel, Hölle und Auferstehung aus dem neuen Testamente oder Catechismo, und glauben, daß eben dasselbe auch im alten Testamente stehen müsse. Dann lesen wir das alte Testament in der Meynung und Absicht: so finden wir denn diese Sätze in vielen Stellen, zumal da uns die Wörter Himmel, Hölle, Geist und dergleichen, verleiten, zu gedenken, daß sich die Hebräer eben das dabey vorgestellt haben, was wir; ja da auch zum öftern die Uebersetzungen falsch sind, und einen Verstand darlegen, welcher durchaus in dem Grundtexte nicht enthalten ist. Wenn wir ohne Vorurtheil dabey verfahren wollen, so müssen wir 1) die Meynung der Schreiber des neuen Testaments eine Weile bey Seite setzen, sonst würden wir eben das, wovon die Frage ist, schon zum Grunde legen. 2) Müssen wir uns nicht bloß auf die Uebersetzungen verlassen, als welche schon den Verstand nach diesem Vorurtheil etwas gedrehet haben, und an manchen Stellen offenbar unrichtig sind. Denn wer zum Exempel eine Uebersetzung von dem bekannten Spruche Hiobs hat: ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und der wird mich hernach aus der Erden auferwecken, der betriegt sich, wenn er die Erweckung der Todten darinn findet, weil die Uebersetzung falsch ist. 3) Müssen wir mit den Wörtern bloß diejenigen Begriffe verknüpfen, welche die alten Hebräer gehabt, nicht aber welche wir aus der christlichen Lehre geschöpft haben. Denn, wenn einer, zum Exempel, das Wort Hölle in der Uebersetzung lieset, und denket, es bedeute, wie bey uns Christen, einen Ort der Quaal oder Strafen der verdammten Seelen nach diesem Leben, der fasset einen Begriff daraus, welchen kein Schreiber alten Testaments damit verknüpft hat. Und so ist es mit dem Worte Messias, Goel oder Erlöser, und andern mehr beschaffen. Die Hebräer haben durch einen Messias oder Gesalbten nichts anders als einen weltlichen König verstanden, und ein Goel oder Erlöser ist bey ihnen derjenige, so seine Anverwandten aus der Gefangenschaft erkaufet und errettet. Dünken einem diese Regeln zu erklären billig zu seyn, so wird er gewiß andere Gedanken von der

Lehre des alten Testaments bekommen. Ich kann fast nicht umhin, denenjenigen, welche noch mit Vorurtheilen in diesem Stücke behaftet sind, aus dem Traume zu helfen, und die Stellen des alten Testaments kürzlich durchzugehen, welche auf solche Art einen Schein geben, daß auch die alten Hebräer von einer geistigen, unsterblichen Seele, welche nach diesem Leben bestraft oder belohnet würde, ja von der Auferstehung, etwas gewußt haben.

§§. Man beziehet sich Gegentheils auf Gen. I. 26. Lasset uns Menschen machen nach unserm Bilde, nach unserer Gleichniß. Denn da sehr viele das Ebenbild Gottes nach ihrem Catechismo setzen in einer Vollkommenheit des Geistes, welche in Weisheit und Gerechtigkeit besteht, woraus eine ewige Seligkeit entstehet; so ist der Schluß fertig: also wird von Mose unter dem Ebenbilde Gottes die Vollkommenheit der Seele verstanden, welche den ersten Menschen zur Seligkeit geschickt gemacht. Oder man schliesset so: der Mensch ist ein Bild Gottes, nicht dem Leibe, sondern der Seele nach: also ist er Gott ähnlich in der Unsterblichkeit und Seligkeit der Seele. Allein wir müssen nicht Begriffe, nach unserm Gefallen, und nach unserer christlichen Meynung annehmen, um dieselbe den Worten der alten Hebräer anzuhängen. Das Ebenbild oder Gleichniß Gottes, so Moses meynet, wird alsobald erklärt: auf daß sie herrschen über die Fische des Meers, und über die Vögel des Himmels, desgleichen über das Vieh und über die ganze Erde. Wenn denn der Mensch sollte Gottes Bild werden, auf daß er über die Thiere herrsche: so ist das Ebenbild Gottes so etwas, wodurch die Herrschaft über die Thiere von dem Menschen erhalten wird. So erklärt sich auch David: Dennoch hast du ihn (den Menschen) wenig geringer gemacht als Gott (Elohim), mit Herrlichkeit und Schmuck hast du ihn gekrönt: du hast ihn zum Herrn gemacht über die Werke deiner Hände, alles hast du unter seine Füße gethan, Schaaf und Ochsen allzumal, dazu auch die wilden Thiere, die Vögel des Himmels und die Fische des Meeres. Nun folget die Herrschaft über die Thiere nicht aus der Unsterblichkeit oder Seligkeit der Seelen: demnach ist auch das Ebenbild Gottes von Mose nicht darinn gesetzt. Es folget aber die Herrschaft über die Thiere aus des Menschen Vernunft: und das ist es, was die Schrift ausdrücklich sagt. Denn seyn wie Gott, seyn wie ein Engel Gottes heisset, sie wissen, was gut oder böse sey. Wir wissen aber Gutes und Böses nicht anders, als durch die Vernunft zu unterscheiden. Demnach bestehet das Ebenbild Gottes nach dem Begriffe der Schrift A. T. eigentlich in der Vernunft: wodurch wir uns zu Herren über die andern Thiere machen. Und weil uns die Vernunft durch Adams Fall aus dem Paradiese nicht benommen ist, so wird der Mensch auch nach dem Falle Gottes Ebenbild genannt. Es folget aber im geringsten nicht, daß einer, der dem Menschen eine Vernunft zustehet, wodurch er Gutes und Böses unterscheiden, und

sich zum Herrn über die Thiere machen kann, auch einen Begriff von der Seele Unsterblichkeit oder Seligkeit haben müsse.

2. Der sterbende Jacob sagt in der Weissagung, die auf den Stamm Dan gerichtet ist: zu deinem (nehmlich, o Dan!) Heil, warte ich des Herrn, oder, hoffe ich auf den Herrn. Denn so müssen diese Worte übersetzt werden; nicht aber, wie einige wider die Wortfügung und Accente es geben: Herr, ich warte auf dein Heil. Dennoch gehet man auf diese falsche Übersetzung zu Werke, und weil man Heil und Seligkeit nach der Christen Sprache für eins nimmt, oder auch (*per Metonymiam*) Christum, der uns das Heil erwirbt, darunter versteht: so siehet man in der an sich falschen Uebersetzung, durch den angenommenen christlichen Begriff, die Seligkeit und Christum. Allein, was wäre wol für Ursache, daß dem Jakob *ex abrupto* ein geistliches und ewiges Seelen-Heil bey dem Stamme Dan einfallen sollte? Der Stamm Dan ginge Christum vielleicht weniger an, als die andern, und er sollte auch nicht vor andern selig werden. Es hat aber offenbar eine Verknüpfung mit dem vorigen, daß dieser Stamm sich würde niederlassen, wo gut ruhen sey, und sich bequemen, dienstbar zu werden; aber doch endlich seine eigene Herrschaft behaupten, und wie eine Schlange dem Pferde in die Fersen beißen, daß der Reuter herunter falle. Darauf folget der Seufzer: zu deinem Heil (o Dan!) warte ich des Herrn. So ist auch offenbar, daß Jacob das Heil der Daniter verstehe, welches kurz vorher beschrieben worden, nemlich, daß sie sich von dem Joche durch List würden los machen.

3. Ferner soll auch Bileam die Unsterblichkeit und Seligkeit andeuten, da er von dem Volke Israel spricht: o! daß ich sterben mögte des Todes der Gerechten, und mein Ende würde wie eines derselben! Im Hebräischen lauten die Worte eigentlich so: o! daß meine Seele stürbe des Todes etc. Dieses giebt denen, welche die Art der Hebräischen Sprache nicht kennen, oder hier nicht beachten wollen, Gelegenheit an die Seele zu gedenken, und durch den Tod die Absonderung der Seele von dem Leibe zu verstehen; da denn der Tod der Gerechten, aus den Begriffen des neuen Testaments, nach seiner Folge angenommen wird: denn da heißt es, die Gerechten werden gehen ins ewige Leben. So weiß man künstlich aus den Worten: ach! daß meine Seele stürbe herauszubringen, daß die Seele nicht stirbet. Gewiß, kein Mensch, der sich der Seele nach eine selige Unsterblichkeit anzuwünschen gedächte, würde sich so ausdrücken: ach! daß meine Seele stürbe! Die wahre Meynung dieser Redens-Art ist bey den Hebräern, daß meine Seele so viel heißen soll, als, ich; deine Seele, so viel, als, du, und so weiter. Denn sie haben kein ander Wort, das sie an statt der Person selbst, oder an statt eines *pronominis*, und besonders eines *reciproci* setzen können; und denken daher bey solchen Redens-Arten im geringsten nicht auf eine Seele, die vom Leibe unterschieden ist, oder vom Leibe abzusondern wäre, sondern sie denken überhaupt auf die Person. Da-

her Simson spricht: meine Seele sterbe mit den Philistern, das ist, ich will mit den Philistern zugleich sterben. So war auch Bileam nicht gedungen, den Israeliten ein Seelen- oder geistliches Uebel, sondern leibliches Uebel anzuwünschen. Da sich nun der Fluch bey ihm in Segen verkehret, so haben wir auch unter diesen Worten einen leiblichen Segen zu verstehen. Denn einen geistlichen Segen, einen seligen Tod, hätte der Moabiter den Israeliten vielleicht nicht mißgönnet: *sit divus, modo non vivus*. Der Gerechten Segen aber ist nach dem Begriffe der Hebräer, daß sie alt und Lebens satt werden, im Friede und gutem Alter sterben: dagegen der Gottlosen Fluch ist, daß sie nicht lange leben und ihr Leben nicht zur Hälfte bringen. Dieß hohe und geruhige Alter der gerechten Israeliten hängt zusammen mit ihrem vorhergehenden Segen, daß sie sich vermehreten wie der Staub, den man nicht zählen kann: indem aus dem langen Leben die starke Vermehrung fließet, und beydes sich die Hebräer selbst gerne anzuwünschen pflegten. Daher auch Moses ihnen die Verheissung giebt: Es wird keine Mißgebährnde noch Unfruchtbare seyn in deinem Lande, und ich will die Zahl deiner Tage erfüllen. Indem aber Bileam diesen Wunsch von den Israeliten zugleich auf sich ziehet, wird er als ein Prophet aufgeführt, als ob er in der Offenbarung vorher gesehen, daß er nicht so ruhig und alt, sondern vor der Zeit gewaltsam sterben würde. Denn die folgende Geschichte giebt, daß er nachmals im Kriege wider die Midianiter mit dem Schwerdte erwürget sey.

Nach Bileams Zeiten will sich lange kein Spruch finden lassen, der nur irgend auf der Seelen Unsterblichkeit zu ziehen sey, bis man zu Davids Schriften kömmt, woraus unterschiedliche pflegen angeführt zu werden. Es heißt erstlich, wenigstens nach vielen auch alten Uebersetzungen im XVI. Psalm: Du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen, noch zugeben, daß dein Heiliger verwese. Allein diese Uebersetzung ist ungetreu, da sie ohne Noth von den Worten des Grund-Textes abgeheth, und dadurch den Verstand verkehret. Es heisset eigentlich: Du wirst meine Seele (d. i. mich) nicht verlassen bis zum Grabe: du wirst nicht zugeben: daß dein Heiliger die Grube sehe. Da verstehet aber ein jeder, daß David nichts anders sagen will, als er hoffe, Gott werde ihn nicht sterben oder umkommen lassen: wie er denn auch vorher sagt, er werde nicht umgestoßen, (oder vom Thron gestoßen) werden: sein Fleisch werde sicher wohnen, nemlich in dem Erbtheile, darinn ihm das Loos gefallen: und hernach, daß Gott ihm den Weg des Lebens, d. i., eines langen und glücklichen Lebens, kund thue.

An einem andern Orte spricht David: Ich will (oder, werde) dein Angesicht schauen in Gerechtigkeit, wenn ich erwache, will (oder, werde) ich mich sättigen an deinem Bilde. Man nennet die Seligkeit, nach der christlichen Theologie, das Anschauen Gottes: man vergleicht den Tod einem Schlaafe und die Auferstehung einem Erwachen: also denket man auch so christlich von Davids Worten, daß er auf das Anschauen

Gottes im Himmel und in der Seligkeit, wie auch auf die Erweckung seines Leibes in der Auferstehung warte und hoffe. Jedoch lasset David sich erklären, was er durch das Angesicht Gottes nach seiner Sprache verstehe. Denn die Hebräer heissen Liphne Jehovah, vor dem Angesichte des Herrn, in ihrer Levitischen Schreib-Art, den Ort vor der Bundeslade, gegen dem Allerheiligsten. Die Bundeslade selbst, und sonderlich der Deckel, worauf die Cherubim abgebildet waren, wurde als ein Zeichen der göttlichen Gegenwart angesehen. Daher wenn die Bundeslade in der Wüsten von ihrem Orte sich bewegte, sprach Moses: Herr, stehe auf; und wenn sie ruhen sollte, sprach er: komm wieder, Herr, zu der Menge der Tausenden Israel. Hinaufgehen zum Herrn hieße so viel, als zur Stiftshütte gehen, wo die Bundeslade war. Wie also David die Bundeslade mit grossem Jauchzen und Tanzen gen Jerusalem holete, nichts anders, als ob er Gott selber zu sich geholet hätte: so spricht er auch, wenn er zum Hause des Herrn gehen will, da die Bundeslade war, er wolle Gottes Angesicht sehen, oder vor dem Angesichte des Herrn erscheinen. Zum Exempel, wie er vertrieben war, so wünschte er: wenn werde ich hinein gehen, daß ich vor Gottes Angesicht erscheine? Er erkläret sich gleich darauf: denn ich wollte gern hingehen mit dem Haufen, und mit ihnen wallen zum Hause Gottes mit Freuden-Gesang und Danken, unter dem Haufen der Feyrenden. In einem andern Psalm spricht er eben davon: Lasset uns vor sein Angesicht kommen mit Danksagung, lasset uns ihm jauchzen mit Psalmen. Und weiter: dienet dem Herrn mit Freuden, kommt vor sein Angesicht mit fröhlichem Gesang – gehet zu seinen Thoren ein mit Danksagung, zu seinen Vorhöfen mit Loben. In diesem Psalm nun setzt er sich den gottlosen Weltleuten, die alles voll auf haben, entgegen, und spricht, daß er sich an Gott und seinem Dienste halten wolle: Ich will dein Angesicht schauen in Gerechtigkeit, ich will in dem Hause Gottes vor der Bundeslade erscheinen in Unschuld, und wenn ich erwache, des Morgens früh, so oft ich erwache, will ich mich sättigen an deinem Bilde, will ich mich daran vergnügen, daß ich das Bild deiner Gnaden-Gegenwart daselbst bey dem Morgen-Opfer erblicke. Denn frühe pflegte David zu beten, und zu dem Ende in das Haus Gottes zu gehen. Es ist also eben das, was David in einem andern Psalm sagt: wenn Gott nur das Licht seines Antlitzes über ihn erhebet, so sey er fröhlicher, als jene, die viel Korn und Most haben, und bezeuget, wie er früh zu Gott beten wolle und in sein Haus gehen in seiner Furcht.

Im XLIX. Psalm lasset sich David vernehmen: Gott wird mich (eigentlich, meine Seele) erlösen von dem Grabe (eigentlich von der Hand des Grabes), weil er mich annehmen (oder, ergreifen) wird. Der Verstand ist, Gott werde ihn aus der Todes-Gefahr erretten; dagegen die Gottlosen wie das Vieh, wie Ochsen und Schaaf, vor der Zeit getödtet werden. Um aber hierinn das Gesuchte zu finden, giebt man diesen Ort so: Gott wird meine Seele erlösen von der Höllen Gewalt, denn er wird

mich aufnehmen. Da ist denn die Seele, welche die Hölle mit ihren Sünden verdienet hat: da ist der geistliche Erlöser, daß die Hölle keine Macht über die Seele habe: da ist das Aufnehmen ins Reich der Herrlichkeit. Welches alles keiner Widerlegung braucht, weil es sich auf eine ungetreue Uebersetzung, und auf eigene Vorstellungen und Zusätze gründet.

§§. Noch ein Paar Stellen aus Salomons Büchern und dem Hiob sind zu berühren. In den Sprüchwörtern heißt es nach der gemeinen Uebersetzung: Der Gottlose wird umgestoßen in seinem Unglücke, aber der Gerechte ist auch im Tode getrost: nemlich, wie man es deutet, weil er auf ein besseres Leben hoffet. Aber eigentlich sollte es gegeben werden: aber der Gerechte hat auch, wenn er sterben soll, Hoffnung, nemlich, wieder aufzukommen, dagegen der Gottlose, wenn ihn ein Unglück trifft, umgestoßen wird, daß er liegen bleibt, und nicht wieder aufkommt.

Ferner spricht Salomon, oder vielmehr die gemeine Uebersetzung seiner Worte: Der Weg zum Leben, der aufwärts gehet, ist des Weisen, auf daß er meide die Hölle, welche drunten ist. Also verstehet man das Leben, das droben ist im Himmel, wornach die Weisen trachten, und sich hüten für die Hölle, welche man sich unten zu seyn einbildet. Aber es ist bekannt, daß das hebräische Scheol, so Hölle gegeben wird, nichts anders bedeute, als das Grab, den Tod, oder den Zustand der Todten, welche unter der Erde begraben liegen. Daher hat auch das Leben seine eigentliche natürliche Bedeutung; und wie das, was den Tod zuwege bringt, unterwärts führet, und unter die Erde bringt, so gehet der Weg, der zum Leben führet, aufwärts. Dieses ist des Weisen und Frommen Wandel, als womit Gott durch die Natur und durch besondere Vorsehung dieses verknüpft hat, daß aus solcher Lebensart ein langes und glückliches Leben entspriesse; dagegen sich die Ruchlosen durch ihr unordentliches Leben gemeinlich bald unter die Erde bringen.

Es ist ein anderer merkwürdiger Ort im Prediger-Buche, da Salomon sagt: daß der Staub (des Menschen) wieder in die Erde komme, wie er gewesen ist, der Geist aber wieder zu Gott komme, der ihn gegeben hat. Das nimmt man so an, als ob der Geist oder die Seele des Menschen zu Gott in die himmlische Freude und Seligkeit komme. Wie sollte man aber aus solchen zweydeutigen Worten dem Schreiber eine solche Meynung andichten, der mit viel deutlicheren Ausdrückungen gesagt hatte, daß die Todten nichts wissen, und keinen Lohn mehr haben, daß der Mensch stirbt wie das Vieh und daß sie beyde einerley Geist haben, und an einen Ort fahren: zumahl, da Salomon hier gleich darauf seinen Haupt-Satz wiederholet: es ist alles ganz eitel, ja alles ist eitel, das heißt, vergänglich. Will man den Prediger in keinen offenbaren Widerspruch mit sich selbst setzen, so bedeutet der Geiste des

Menschen, von dem er gesagt hatte, daß er eins sey mit dem Geist des Viehes, nichts anders, als das Leben, oder den Odem. Denn das ist nach der gemeinen Erfahrung wahr, daß das Leben des Menschen so- wol, als des Viehes, vergehe und aufhöre. Indem er aber auf die Histo- rie der Schöpfung siehet, und angefangen hat, Mosis Worte zu gebrau- chen, daß der Mensch wieder zur Erde werde, davon er genommen ist, so fügt er auch bey dem Geiste hinzu, daß er zu Gott komme, der ihn gegeben hat, da er nemlich dem Menschen einen lebendigen Odem in seine Nase eingeblasen. Denn dieser Geist, oder Odem, kömmt wieder zu Gott, in so ferne Gott, der dem Menschen das Leben gegeben hat, es ihm auch wieder nimmt, und ihn seinen Lebens-Odem läßt wieder aushauchen: πνεῦμα μὲν πρὸς αἰθέρα, τὸ σῶμα δ' εἰς γῆν wie Euripides sagt: der Geist, oder Odem, in die Luft, der Leib in die Erde. Hätte Sa- lomo durch die Worte, daß der Geist wieder zu Gott komme, was an- ders, nemlich ein freudiges Anschauen Gottes, eine Seligkeit, und Un- sterblichkeit wollen anzeigen, so würde er hier nicht unmittelbar dar- auf sagen: es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger, ja alles ist eitel. Denn eitel heißt beym Salomon in diesem ganzen Buche, was vergäng- lich ist, und nur eine kleine Weile dauret. Wie reimte sich nun der Schluß: Der Geist kömmt zu einem ewigen, unsterblichen Leben und zum Anschauen Gottes: also ist alles eitel oder vergänglich? Hergegen ist die Folgerung natürlich: Gott nimmt dem Menschen, wenn er alt und schwach wird, endlich auch das Leben, so er ihm gegeben hatte, und damit hat alles ein Ende: *ergo* ist alles menschliche eitel und ver- gänglich.

Die bekannte Stelle im Hiob pflegt man so zu übersetzen: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und er wird mich hernach aus der Erden auf- erwecken, (oder, ich werde hernach von der Erde auferstehen) und werde darnach mit dieser meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleische Gott sehen, denselben werde ich mir sehen, und meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder. Was Wunder denn, daß dieser Ort fast in allen Catechismis und Lehrbüchern zum Beweise der Auferstehung, der Seligkeit und des Verdienstes Christi sich gebrauchen lassen muß? Es ist aber viel falsches in der Ueberset- zung. Eigentlich lautet es nach dem Hebräischen so: Ich weiß, daß mein Erlöser (oder Erretter) lebt, und zuletzt über dem Staube stehen (oder sich über den Staub stellen) wird. Wenn nun gleich nach der Haut auch dieses (mein Fleisch) mögte durchlöchert (oder abgestreift) werden, so werde ich doch aus meinem Fleische Gott schauen, densel- ben werde ich mir schauen, und meine Augen werden ihn schauen und kein anderer: meine Nieren vergehen (darüber) in meinem Schoos- se (für Verlangen). Hiobs Haut war durch die Geschwüre, und viel- leicht auch Würmer durchlöchert, und so war zu vermuthen, daß die anhaltende Krankheit tiefer ins Fleisch fressen mögte. Dennoch hoffet er aus diesem seinem Fleische, darauf er mit Fingern gewiesen, Gott

als einen Erlöser oder Erretter von seinem Leiden zu seinem Troste zu schauen; wenn er sich nemlich zuletzt in dem Dramate würde auf die Schaubühne stellen, und auf der Erde erscheinen. Dieses geschah auch, und machte den Beschluß, da Gott, wie in den Comödien der Alten zu geschehen pflegte, *tanquam Deus ex machina*, erscheint, und dem Hiob alles Gute verspricht und widerfahren lässet. Darnach verlangt Hiob schon jetzt, oder darnach schmachten ihm seine Nieren. Hernach aber, als es geschehen, giebt er sich, wegen des erfüllten Verlangens, zufrieden, und spricht: Ich habe dich mit meinen Ohren gehöret, und mein Auge siehet dich auch nun. Es ist demnach in dem Spruche, dessen Erfüllung sich in der Comödie und in diesem Leben völlig zeigt, nichts, das auf ein künftiges Leben zielte.

§§. Gleichwie nun alle jetzt angeführten Oerter offenbarlich einen ganz andern Verstand haben, als daß sie mit Grund auf die Unsterblichkeit, Seligkeit oder Auferstehung sollten können gezogen werden: so will ich doch auch ein Paar Stellen beybringen, welche mehr Wahrscheinlichkeit haben. Erstlich kann man sich mit einigem Schein beziehen auf die Geschichte des Elias, die so erzählt wird, daß Elias mit feurigen Roß und Wagen in einem Wetter gen Himmel gefahren, oder von Gott in einem Wetter gen Himmel geholet sey. Ich will hier eben von der Wahrheit der Geschichte selbst keine Frage anstellen. Denn sonst, da diese Himmelfahrt Eliae unter dem Könige Josaphat geschehen seyn soll, mögte es schwer zu begreifen stehen, wie Elias einige Jahre hernach an des Josaphats Sohn, Joram, einen Brief geschrieben, welchen wir wörtlich in das Buch der Chroniken eingerückt lesen. Da man nun im Himmel, (man verstehe Luft- Sternen- oder Seligen-Himmel) keine Briefe schreibt und damit Boten an die Bürger der Erden abfertigt: so mögte man eher glauben, daß Elias sich nur eine Weile verborgen, wie er sonst wohl gethan hatte, und daß, damit man ihn nicht suchen sollte, ausgesprengt sey, ob wäre er gen Himmel geholet worden. Denn der Brief des Elias, den er nach der Zeit geschrieben, hebt die Wahrheit seiner Himmelfahrt nothwendig auf: oder so Elias von der Erden vorher weggeholet ist, müßte der Brief erdichtet seyn. Allein es kömmt hier auf die Wahrheit der Geschichte nicht so sehr an, weil die Frage nur ist, ob die Schreiber des alten Testaments von einer Unsterblichkeit oder Seligkeit der Seelen etwas gewußt: welche Meynung sie auch in Erzählung einer falschen Geschichte hätten an den Tag legen können. Demnach fragt sich nur von dem Geschichtschreiber, der die Himmelfahrt Eliae erzählt, was der für einen Begriff dabey gehabt habe. Erstlich nun kann man nicht behaupten, daß darinn der Begriff von der Unsterblichkeit der Seelen stecke. Denn der ganze Elias ist körperlich aufgeh[o]ben. Wie, wenn er nun irgend in eine Gegend des Himmels weggerissen ist, so folgte noch nicht, daß er da beym Leben geblieben: und wenn er da beym Leben geblieben, so

würden doch die Worte noch nichts weiter sagen, als daß er körperlich lebe, auch nicht, wie lange er da leben solle, oder in welchem Zustande er lebe. Es könnte auch seyn, daß er nur in den Luft-Himmel bey dem Gewitter durch einen Wirbel-Wind hingerissen, und hernach anderwärts wieder niedergesetzt sey; wie es die meisten Jünger des Elias deuteten, und desfalls ausgingen ihn zu suchen. Keiner aber unter ihnen, selbst Elisa nicht, läßt sich merken, daß er an einen Ort oder Zustand der Seligkeit denke, wohin Elias versetzt sey. Die Juden sind zum Theil der Meynung, Henoch sey wirklich gestorben, und Josephus scheinete vom Henoch und Elias anzudeuten, daß man nur die Art ihres Todes nicht wisse; wodurch er indirecte zugiebt, daß sie gestorben seyn müssen. Es mag aber Josephus davon gehalten haben, was er will, so erzählt er es doch auch nicht so, als ob er verstanden, daß Elias lebendig in den Himmel der Seligen versetzt sey; und es scheint besonders, als ob er sich vor den Römern und Griechen geschämt, der feurigen Roß und Wagen hiebey zu gedenken. Wenn wir einen gesunden Verstand aus dieser biblischen Erzählung ziehen wollen, so müssen wir wohl zum Grunde legen, daß hier eben so wenig feurige Pferde und Wagen zu verstehen sind, als man gedenken kann, daß die Poeten sich einen wirklichen Pegasus, oder einen wirklichen Sonnen-Wagen des Phaeton mit vier Pferden bespannet, eingebildet hätten. Es ist demnach etwas verblühtes in dieser Beschreibung, und weil Feuer in der Luft wohl seyn kann, fliegende Pferde und Wagen aber in der Luft nicht seyn können, so steckt das verblühte in den Pferden und Wagen, das Feuer hingegen muß eigentlich verstanden werden, zumahl weil eines Wetters gedacht wird, darinn Elias gen Himmel gefahren. Denn ein Wetter bringt vermittelst des Windes aus den zusammengejagten Wolken Blitz und Donner, und der Blitz ist nichts anders als ein Feuer: Nun muß man wissen, daß das Gewitter Gott besonders von den Alten beygelegt wird, als ob er darinn erscheine und seine Stimme hören lasse; und so dann den Himmel neige, und auf den Wolken als seinen Cherub (Fahr-Zeuge oder Wagen) herabfahre, und mit den Flügeln des Windes in den blitzenden Wolken einherfliege. Wir finden viele solche Beschreibungen des Gewitters in der Schrift, insonderheit im XVIII. Psalm. Er (Gott) neigete den Himmel und fuhr herab, und dunkel war unter seinen Füßen, und er fuhr auf dem Cherub und flog daher, er schwebete auf den Fittigen des Windes – Vom Glanze vor ihm her trenneten sich seine Wolken, es hagelte und blitzte; und der Herr donnerte im Himmel, und der Höchste gab seine Stimme, es hagelte und blitzte. Da ist offenbar, daß das Wetter auf eine hohe prophetische Art abgebildet werde, und daß insonderheit die Wolken Gottes Cherub (anderwärts Rechub) das ist Gottes Fuhrwerk, Roß und Wagen genannt werden. Wir können also schon aus dieser prophetischen Schreib-Art verstehen, was feurige Roß und Wagen heissen sollen. Es sind nemlich die mit dem Winde schnell fortgehende

Wolken, in so ferne sie feurige Blitze schiessen, und einen rollenden Donner, gleich einem Knall eines fahrenden Wagen, hören lassen, auch durch die Pressung der Luft in einem Wirbelwinde oft vieles von der Erden, selbst auch Menschen mit sich in die Luft oder in den Himmel führen. Da nun ein Wetter und Wind mit feurigen Blitzen und rollenden Donner den Elias aus der Menschen Gesicht in die Luft gerückt hatte, so hiesse nach der prophetischen Rede-Art des Elisa und seiner Gesellen: Daß Gott mit seinen Cherubim, als feurigen Roß und Wagen, den Elias gen Himmel geholet habe, welche Ausdrückung, als eine unter den Propheten-Kindern vom Elia gebräuchliche, der Geschicht-Schreiber zwar behalten, aber auch durch seine eigene unverblümete Redens-Art erklärt hat, daß ihn Gott im Wetter gen Himmel geholet. Wir erinnern uns hiebey abermahl dessen, was Livius vom Romulo schreibt: *Subito coorta tempestas cum magno fragore tonitribusque tam denso regem operuit nimbo, ut conspectum eius concioni abstulerit, nec deinde in terris Romulus fuit. Romana pubes – satis credebatur patribus, qui proximi steterant, sublimem raptum procella* – So hatte denn auch ein schleunig entstandenes Gewitter den Elias aus der Leute Gesichte entrissen: *et pubes prophetarum satis credidit Elisae, qui proximus steterat, sublimem raptum procella*. Doch ist der Unterschied, daß die Römer nach Livii Bericht, daraus Gelegenheit nahmen zu sagen, Romulus sey in die Zahl der Götter versetzt, Elisa aber nichts davon sagt, daß Elias unter die Zahl der Seligen versetzt sey, sondern es dabey lässet, daß er in den Luft-Himmel mit Donner und Blitz gerissen sey. Was ihm weiter begegnet, oder wo er geblieben, wußte er folglich nicht, sonst müßte ers bey der Gelegenheit, als die andern ihn hie und da zu suchen bemühet waren, nohtwendig offenbaret haben. Gleichwie also in der ganzen Geschichte nichts ist, was einen Begriff von der Menschen Seligkeit nach diesem Leben andeutet, so zeigt insbesondere das letztere, daß auch Elisa und die übrigen Propheten-Knaben im geringsten nicht an dergleichen gedacht haben.

§§. Das ausdrücklichste, woraus man schliessen mögte, daß die Hebräer, wenigstens in den letztern Zeiten, von der Seelen Unsterblichkeit und Auferstehung Wissenschaft gehabt haben müßten, ist, daß zu Zeiten des Elias und Elisa sogar Todte wieder lebendig geworden: als der Sohn der Wittwen zu Sarepta und der Sunamitischen Frauen, wie auch der Todte, welcher Elisae Gebeine berührte. Imgleichen, daß der Prophet Ezechiel in einem Gesichte und Bilde ein ganzes Feld voller Todten-Knochen vorstellet, welche wieder lebendig werden. Jedoch, wenn wir nicht unbedächtlich zufahren wollen, so werden wir finden, daß noch ein großer Unterschied zwischen beyden Begriffen sey, und einer aus dem andern gar nicht folge. Diese Exempel und Gesichte stellen nicht etwas vor, das allen Menschen zukömmt, oder dermaleinst widerfahren wird, sondern Wunder, die Gott außerordentlich an gewissen Personen gethan oder thun kann. Dergleichen Wunder

hatte David noch nicht erlebt, oder davon gehört: darum spricht er: wirst du dann den Todten Wunder erzeugen? oder werden die Verstorbenen aufstehen und dir danken? Er hält es also für eine Sache, die Gott nicht thun würde, oder vielleicht, weil sie unmöglich sey, nicht thun könnte, daß er Todte wieder lebendig machte. Endlich aber zu des Elias und Elisa Zeiten stiegen die Wunder so hoch, daß auch Todte auferweckt wurden. Nun fragt sich, ob dieses den Begriff von der Seelen Unsterblichkeit, Seligkeit und künftiger Auferweckung aller Menschen habe erwecken können und sollen? Ich sage, nein. Die Sache sollte nichts anders beweisen, als daß Elias und Elisa grosse Propheten wären, und Gott allmächtig sey: man kann mit Grunde der Wahrheit nicht sagen, daß entweder von den Propheten selbst, oder in der Schrift eine Folgerung auf der menschlichen Seelen geistliche Beschaffenheit, oder Daur und Zustand nach diesem Leben, daraus gezogen sey. Auch konnten die Hebräer nach ihren Begriffen, so sie bisher bekommen hatten, aus dieser Begebenheit den Schluß nicht machen: daß die Seele eine von dem Körper wesentlich unterschiedene, und an sich fortdaurende Substanz sey, welche nur durch den Tod vom Leibe getrennet würde, inzwischen aber für sich lebe, und als *eadem numero substantia* mit dem Leibe in der Auferweckung wieder vereiniget würde: sondern die Seele war bey den Hebräern der Odem, das Leben, das Regen und Bewegen im Menschen. Wie nun Gott dem Menschen einen lebendigen Odem in seine Nase geblasen, und dadurch den leblosen Erdklos belebet hat; so kann er über und wider den Lauf der Natur eben den entseelten Körper wieder aufs neue beleben, oder ihm eine regende Lebens-Kraft eindrücken, die ebenfalls nach Ezechiels prophetischer Erscheinung durch einen Wind oder Hauch aufs neue erregt ward; auch nur eine Zeitlang währet und eben so vergänglich ist, daß der Mensch dennoch zum andern male stirbet: so wie wenn ein Baum einmal todt ist, Gott nicht anders als durch ein Wunder denselben wieder beleben würde; aber niemand daher dem Baume eine Seele zuschreiben mögte, die bisher außer ihm gewallet, und nunmehr wieder in ihn hineingebracht sey. Wenigstens haben wir, was die menschliche Seele betrifft, weder sonst, noch auch bey diesen Erweckungen der Todten die geringste Spur in dem alten Testamente, daß die Seele außer dem Leibe ein fortdaurendes Leben habe, und daß sie in einem seligen oder unseligen Zustande sey: daß dieses allen Menschen widerfahre, und aller Seelen einmal mit ihren Leibern wieder vereiniget werden sollen: nichts als das zeitliche Leben wird gewissen Personen ausserordentlich durch ein Wunder wieder geschenkt, zum Beweise der göttlichen Macht, der Sendung seiner Propheten, und der Gnade für gewisse Personen, welchen an dem Leben dieser Verstorbenen gelegen war. Ezechiels Vorstellung aber ist bloß ein symbolisches Gesichte, wodurch nichts weiter angedeutet werden soll, als daß Gott das fast ganz abgestorbene und entkräftete jüdische Volk wieder aufs neue

mit blühenden Wachsthum und frischer Kraft beleben wolle. Nun weiß man ja, daß in prophetischen Gesichten gar nicht auf die Wahrheit oder Möglichkeit des Vorbildes gesehen oder geachtet werde: das bestehet mehrentheils in Träumen und Phantaseyen, welche für sich ungereimt scheinen mögten, und zu dem Zweck dessen, was die Propheten lehren wollen, gar nicht gehören, sondern bloß das Gegenbild oder die Deutung. So ist es denn auch hier in dem Gesichte Ezechiels mit dem Vorbilde beschaffen: die Absicht ist gar nicht eine Auferstehung der Todten zu lehren, oder davon, als von einer Wahrheit, die vorausgesetzt wird, einen Schluß und Deutung zu nehmen: sondern diese Belebung der Todten-Gebeine ist bloß eine Mahlerey der Einbildungskraft, ein erdichtetes Sinnbild, welches weiter keinen Grund hat, als in so ferne darunter die Wiederaufrichtung des Israelitischen Volkes vorgestellt ward. Wenn wir aber auch annehmen wollten, daß in Ezechiels Gesichte eine Wahrheit zum Vorbilde den andern gesetzt würde: so würde doch, wie ich schon angezeigt, nichts mehr in dem Vorbilde stecken, als daß es Gott möglich sey, wenn er Wunder thun wolle, die Gebeine der verstorbenen Israeliten wieder aufs neue zu beleben: welches nichts von einer allgemeinen Auferstehung aller Menschen, die wirklich geschehen soll, in sich fasset, und eben so wenig beweiset, daß es eine und dieselbe für sich lebende und fortdaurende Seele sey, welche in der neuen Belebung den Körpern wieder zugesellet wird: als wenig es in dem Gegenbilde die Meynung ist, daß eben dieselben einzelnen Israeliten, welche ins Unglück gerahten, und zum Theil längst in ihrem Elende verstorben waren, wieder sollten glücklich gemacht werden: sondern nur das Volk oder die ganze Nation, ob gleich aus ganz andern Personen bestehend.

§§. Nach der babylonischen Gefängniß kommen erst die Zeiten, da die Juden solche Begriffe von der Seele und deren künftigen Zustande hatten und äusserten, als wir im neuen Testamente lesen: gleichwie sie überhaupt von der Zeit an in ihrem ganzen Wesen, Religion und Sitten viel Veränderung spühren liessen. Vorhin waren sie beständig der Vielgötterey und Abgötterey ergeben; sint der Zeit aber verehrten sie nimmer und nirgend mehr als einen Gott Jehovah, und liessen sich lieber zu Tode martern, als daß sie fremden Göttern dienen sollten. Vorhin hatten sie nimmer das Gesetz Mosis beobachtet; jetzt wurden sie Eiferer des Gesetzes. Vorhin waren keine Abschriften des Gesetzes oder der Propheten in der Leute Händen, auch keine Synagogen, wo das Gesetze ordentlich gelesen oder gelehret ward: jetzt wurden aller Orten häufige Synagogen aufgerichtet, Moses ward alle Sabbathe in den Synagogen ordentlich gelesen und erklärt, und bald wurde solches auch bis auf die Propheten ausgedehnt: die Bücher Mosis und der Propheten wurden durch die Schreiber γραμματεῖς oder סופרים (Sopherim) so fleißig und oft abgeschrieben, daß sie in aller Händen

waren. Vorhin war weder Gottesgelahrtheit, noch Weltweisheit bey diesem Volke; jetzt fingen sie an zu denken, ihre Vernunft zu gebrauchen, Lehrgebäude aufzurichten und zu disputiren. Vorhin war lauter Unwissenheit und Unglauben bey ihnen, da sie noch Propheten und Wunder hatten; jetzt bekommen sie ohne Weissagung und Wunder Erkenntniß und Glauben, nachdem sie die Wahrheit zu überlegen anfangen. Alle diese Veränderungen können wir keiner andern Ursache zuschreiben, als daß die Juden durch ihre Gefangenschaft und Zerstreuung mehreren Umgang mit andern Völkern, und insonderheit mit den vernünftigsten von ganz Asien, Africa und Europa bekamen; bey ihnen eine bessere Policity sahen, Künste und Wissenschaften lernten, Umgang mit den Weltweisen hatten, und ihre Bücher lasen. Die Babylonier und Perser, als Herren der Juden, waren wegen ihrer Weisheit berühmt, und besonders hatten die alten Perser eine ziemlich gesunde und reine Gottesgelahrtheit, und wo jemals ein Regent zugleich ein großer Weltweiser gewesen, so ist es gewiß Cyrus. Egypten, wo sich die Juden seit Alexandri M. Zeiten häufig aufhielten und große Freyheiten hatten, war eine alte, jetzt noch durch die Griechen verbesserte Schule der Weltweisheit, wo alle Wissenschaften gelehret wurden, wo Philo, Aristobulus und andere das ihrige erlernen. Die Griechen, welche sich Asien unterwürfig gemacht, und häufig da wohnten, auch wiederum die Juden unter sich zu wohnen veranlassen hatten, mußten diesem Volke nothwendig etwas von ihrem Geschmacke guter Wahrheiten und Anstalten beybringen: und denen folgten die Römer auf dem Fuße, welche nicht minder häufig in Palästina, als die Juden häufig in Italien und dem Römischen Gebiete waren.

§§. Nun werden wir durch die glaubwürdigsten Zeugnisse überführt, daß alle diese Völker eine Unsterblichkeit der Seele erkannt und gelehret haben. Pausanias sagt in Messeniaceis von den Chaldäern: ich weiß, daß die Chaldäer und die Magi der Inder zuerst gesagt, daß die Seele des Menschen unsterblich sey. Herodotus redet so von den Egyptiern, daß sie die ersten gewesen, die solches behauptet. Ihr Zeugniß beweiset, daß beide Völker solches geglaubt, und von langen Zeiten geglaubt, ob gleich schwer zu sagen ist, welche von diesen Nationen die erste gewesen sey. Die schöne Rede des sterbenden Cyrus von der Unsterblichkeit der Seelen findet sich bey Xenophon und bey Cicero. Augustinus berichtet, daß ein Assyrier Pherecydes dem Pythagoras zuerst von der Seelen Unsterblichkeit was vorgesagt, und ihn dadurch zur Weltweisheit bewogen. Unter den Griechen hat sie nicht allein Pythagoras und Plato getrieben und fortgepflanzt, sondern Plutarchus bemerkt, daß Homerus diese Meynung schon gehabt. Cicero beruft sich in diesem Stücke auf die Uebereinstimmung aller Nationen, und giebt anderwärts zu verstehen, daß des Epicuri Meynung neu sey. Da nun die Juden vor ihrer Gefangenschaft und Zerstreuung von der See-

len Unsterblichkeit nichts wußten, noch aus ihren Schriften wissen konnten, sondern daraus vielmehr das Gegentheil zu glauben Ursache hatten; nun aber, nachdem sie unter die Völker gerathen waren, welche der Seelen Unsterblichkeit glaubten, gleichfalls dieselbe zu glauben anfangen: so ist offenbar, daß sie diese Meynung von den fremden Nationen und deren Weltweisen erlernen, und um so viel williger angenommen haben, je mehr sie dieselbe einer vernünftigen Religion und der natürlichen Neigung des Menschen gemäß erkannten, und je weniger sie damals Bedenken trugen, zu den Lehren ihrer Schriftsteller unterschiedliche Zusätze zu machen, oder von deren buchstäblichem Verstande abzuweichen. Es wird durchgehends erkannt, daß die drei Secten der Juden von den heidnischen Weltweisen viele Meynungen und Gebräuche angenommen, und dieselben mit der Gottesgelahrtheit ihrer eigenen Vorfahren vermischt haben. Die Pharisäer und Essäer nun behaupteten die Unsterblichkeit der Seelen und ein zukünftiges Leben; gleichwie die Sadducäer solches leugneten. Jene hatten vieles von den Stoikern und Pythagoräern, diese von des Epicurus Schule geborget. Allein das war der Unterschied zwischen beiden, daß diese zu einem Grundsatz machten, nichts anzunehmen, was nicht der buchstäbliche Sinn Mosis und der Propheten in sich hielte; jene hingegen allerley fremde Zusätze machten und annahmen, und sich daher nicht anders zu helfen wußten, als daß sie zur Behauptung ihrer Sätze aus Mose und den Propheten eine künstliche, allegorische Erklärung gebrauchten, wodurch sie Dinge, woran diese Schreiber nimmer gedacht, aus ihren Worten zu erzwingen wußten. Die Sadducäer würden demnach Epicuri Meynung von der Vergänglichkeit der Seelen nimmer angenommen und öffentlich gelehret und vertheidiget haben, wenn sie nicht Mose und den Propheten nach dem buchstäblichen Verstande gemäß gewesen wäre. So konnten sie sich auch bey den Juden völlig rechtfertigen, daß sie nichts lehreten, als was in Mose und den Propheten enthalten sey. Denn man hätte sich sonst billig zu wundern, daß diese an sich gegen alle Religion laufende gefährliche Sätze der Sadducäer, unter den damaligen Juden, als Eiferern des Gesetzes, öffentlich geduldet worden, und daß die Sadducäer desfalls nicht für Ketzer erklärt und aus der Synagoge gestoßen worden: wenn man nicht bedächte, daß sie durch Beziehung auf Mosen und die Propheten leicht oben bleiben konnten, indem kein einziger Spruch aus der ganzen Schrift aufzuweisen war, welcher das Gegentheil lehret. Da nun die Juden insgemein keine andere Richtschnur des Glaubens annahmen, so konnten die Sadducäer nicht allein nach dem Gesetze nicht verstoßen oder bestraft werden, sondern sie machten gar die vornehmste Parthey unter den Juden aus, waren bey Hofe beliebt, saßen mit im Synedrio, in dem Tempel und in den Synagogen: Und ob es gleich heisset, daß Simeon ben Schetach sie aus dem großen Rathe verjaget; so lesen wir doch an vielen Orten, daß sie nachher beständig mit dar-

inn gegessen, ja daß sogar unter den hohen Priestern selbst Ananus II. und Hyrcanus I. Sadducäer gewesen. Wie gern würden die Pharisäer und alles Volk solche unter dem Namen der Epicurer noch mehr verhaßte Leute unterdrückt und verbannet haben, wenn sie ihnen hätten weisen können, daß sie wider das Gesetz lehren? Die Pharisäer hatten also die Lehre von der Seelen Unsterblichkeit und künftiger Belohnung oder Bestrafung nicht aus der Schrift genommen, sondern von fremden auswärtigen Völkern und Weltweisen entlehnet: Und hatten so fern den wichtigsten Grund, das mangelhafte Gesetz zu ergänzen und zu verbessern, ja nun zuerst eine Religion daraus zu machen, was bisher noch keiner Religion ähnlich gesehen; wenn sie nur nicht durch andere thörichte Zusätze alles wieder verdorben, und die ganze Religion zu einer scheinheiligen Heucheley gemacht hätten. Allein sie wollten doch auch weder in dem einen noch in dem andern das Ansehen haben, daß sie etwas vortrügen, welches in Mose und den Propheten nicht enthalten sey; als welcher Verdacht bey dem Volke sehr zu verhüten war. Sie ergriffen daher zweyerley Mittel, ihre Zusätze mit der Schrift zu vereinigen. Einmal suchten sie zu behaupten, daß vieles von Mose und den Propheten nur mündlich vorgetragen wäre, welches auf sie, als auf dem Stuhle Mosis sitzende Lehrer, durch ihre Vorfahren gebracht sey: andern Theils erfunden sie eine Art allegorischer, mystischer, symbolischer, ja cabbalistischer Auslegung der Schrift, welches eine Kunst ist aus allen alles zu machen, und aus der Schrift zu beweisen, was man nur will. Dadurch wurden ihnen Thüren und Thore aufgethan, ihre eigenen Lehren und Stiftungen als schriftmäßig einzuführen: sie wußten der Sache wie Peter im *Tale of a Tube* bald zu helfen: stand es nicht *totidem verbis* in der Schrift, so stand es doch *totidem syllabis et litteris* darinn, und stand es nicht buchstäblich darinn, so war es doch hie und da auf eine verblümete Weise angezeigt. Dieses ist der wahre Grund und Ursprung der an sich unnatürlichen und nie erhörten allegorischen und mystischen Auslegung, welche man mit der Zeit zur Einführung vieler andern Sätze gebraucht hat, und worinn sich die Juden endlich so verliebt, daß ihnen nichts artig bewiesen zu seyn dünkte, welches nicht allegorisch bewiesen wäre.

§§. Daß die Unsterblichkeit der Seelen aus dem alten Testament bloß auf diese künstliche Weise herauszubringen sey, lehret uns auch die Unterredung Jesu mit den Sadducäern über diese Materie. Denn da Jesus es mit Leuten zu thun hatte, welche nichts gelten liessen, als was der buchstäbliche Verstand an den Tag legte, so würde er sich ausser Zweifel auf einen solchen Ort altes Testaments bezogen haben, wenn er irgend wäre zu finden gewesen. So aber bringt Jesus keinen Ort der Schrift hervor, wo die Sache ausdrücklich gesagt wird, sondern nur einen Spruch, woraus es soll geschlossen werden, und zwar nicht eher kann geschlossen werden, als wenn man erst den buchstäblichen

Verstand verläßt. Es ist der Ort, da Gott sagt: ich bin der Gott Abrahams, Isaacs und Jacobs, woraus Jesus folgert: Gott aber ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen: und will damit den Schluß in die Gedanken bringen, also leben Abraham, Isaac und Jacob. Da sie aber dem Leibe nach nicht leben, so folget, daß sie der Seele nach bey Gott leben. Allein der buchstäbliche Verstand des Ortes ist ohnstreitig dieser: Ich bin der Gott, welchen eure Väter, Abraham, Isaac und Jacob verehret haben Denn so heißt der Gott Nahors, den Nahor anbetete: so heißt Camos ein Gott des Ammonitischen Königes, das ist, den derselbe für einen Gott erkannte und dem er diente: die Götter der Heiden heissen, welche nach der Meynung der Heiden Götter sind, und von ihnen als solche angebetet werden. Jacob sagt: wirst du mir Kleider und Schuh, Essen und Trinken geben, so sollt du mein Gott seyn, das ist, wie folget, ich will dich als Gott verehren, dir ein Haus bauen, opfern, und den Zehenden geben. Nun folget aus diesem eigentlichen buchstäblichen Verstande nicht: Abraham, Isaac und Jacob haben den Gott Jehovah verehret, oder, Jehovah ist der Gott, welchen Abraham, Isaac und Jacob verehret haben: also leben die Ertzväter noch. Noch weniger folget das daraus, wovon eigentlich der Streit war, daß sie körperlich wieder aufstehen werden. Daher muß erst der buchstäbliche Sinn verlassen, und ein anderer angenommen werden. Wollte man etwa einen andern Verstand zum buchstäblichen machen, nemlich, daß Gott wegen des Schutzes und Lohns, Abrahams und seiner Kinder Gott sey: so wird man finden, daß die Folgerung nichts richtiger sey, und nichts mehr beweise. Denn der Schluß würde dieser seyn: Wenn Gott wegen des Schutzes und Lohns ein Gott Abrahams, Isaacs und Jacobs genannt wird, so folget, daß dieselbe nicht todt sind, sondern leben. A. E. Hier würde entweder Abraham, Isaac und Jacob als noch existirend verstanden, oder als vorzeiten lebend. Das erste wäre eine *petitio principii*, wie man in Schulen redet, oder es setzte eben das zum Grunde, welches bewiesen werden soll, und bewiese also nichts. Denn es hiesse eben so viel: als wenn Abraham, Isaac und Jacob noch sind, so sind sie: Das andere aber folget nicht: Wenn Gott den Abraham, Isaac und Jacob vorzeiten geschützt und belohnt hat, da sie noch lebten, so leben sie auch noch, und werden ewiglich leben. Es ist also wol offenbar genug, daß Jesus den buchstäblichen Verstand, (welchen man auch setzen will) nicht wider die Sadducäer aus der Schrift zum Grunde legen können, und daß folglich im alten Testamente die Lehre von der Unsterblichkeit und Seligkeit der Seelen nicht eigentlich und würrklich enthalten sey. Ob nun gleich Jesus durch seinen Beweis den Sadducäern das Maul gestopfet hatte, nemlich, daß sie darüber verwirret wurden, und nicht wußten, was auf den Schluß zu antworten wäre, folglich stille schwiegen; so wurden sie doch auch nach denen Grund-Sätzen, welche sie angenommen hatten, nicht überführt. Sie blieben bey ihrer Meynung, und es ist gar merk-

würdig, daß sich im ganzen neuen Testamente, meines Wissens, kein einzig Exempel findet, daß sich ein Sadducäer zu Christo oder seiner Lehre bekehret hätte; weil sie nemlich nichts annehmen wollten, als was der klare Verstand des alten Testaments gab, und daraus sich nicht überzeugen konnten.

Lessing:

IV.

Das Alte Testament weiß von keiner Unsterblichkeit der Seele, von keinen Belohnungen und Strafen nach diesem Leben. Es sey so. Ja, man gehe, wenn man will, noch einen Schritt weiter. Man behaupte, das A. T. oder doch das Israelitische Volk, wie wir es in den Schriften des A. T. vor den Zeiten der Babylonischen Gefangenschaft kennen lernen, habe nicht einmal den wahren Begriff von der Einheit Gottes gehabt. Wenn man das Volk meint, und einzelne erleuchtete Seelen, dergleichen die heiligen Schriftsteller selbst waren, davon ausnimmt: so kann auch diese Behauptung zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit getrieben werden. Gewiß ist es wenigstens, daß die Einheit, welche das Israelitische Volk seinem Gotte beylegte, gar nicht die transcendente metaphysische Einheit war, welche itzt der Grund aller natürlichen Theologie ist. Bis zu der Höhe hatte sich der gemeine menschliche Verstand in so frühen Zeiten noch nicht erhoben, am wenigsten unter einem Volke erhoben, dem Künste und Wissenschaften so unangelegen waren, und das sich aller Gemeinschaft mit unterrichtetem Völkern so hartnäckig entzog. Bey dem wahren ächten Begriffe eines einigen Gottes, hätte dieses Volk unmöglich so oft von ihm abfallen, und zu andern Göttern übergehen können. Es würde die falschen Götter nicht des nemlichen Namens gewürdiget haben; es würde den wahren Gott nicht so ausschliessungsweise seinen Gott, den Gott seines Landes, den Gott seiner Väter genannt haben. Kurz, der Einige hieß bey ihm nichts mehr, als der Erste, der Vornehmste, der Vollkommenste in seiner Art. Die Götter der Heiden waren ihm auch Götter; aber unter so vielen Göttern konnte doch nur einer der mächtigste und weiseste seyn; und dieser mächtigste und weiseste war sein Jehova. So lange es keinen Grund fand, an der Macht und Weisheit, in welchen sein Gott den Göttern aller andern Völker überlegen war, zu zweifeln: so lange hing es ihm an. Kaum aber glaubte es zu erkennen, daß dieses oder jenes benachbarte Volk, durch Vorsorge seines Gottes, ir-

gend eines Wohlstandes genoß, der ihm abging, den ihm also sein Jehova nicht gewähren konnte, oder nicht gewähren wollte: so wich es hinter ihm ab, und hurte mit den Göttern des vermeinten glücklichern Volks, von welchen es nicht eher wieder zurück kam, als bis es seine Lust gebüßt hatte, und durch den Verlust größerer Güter, durch Verwahrlosung des wesentlichern Wohlstandes gebüßt hatte. Nur als es in der Babylonischen Gefängniß seinen Verstand ein wenig mehr hatte brauchen lernen; als es ein Volk näher hatte kennen lernen, das sich den Einigen Gott würdiger dachte; als nun erst selbst die Schriften seines Gesetzgebers und seiner Propheten unter ihm gemeiner wurden; als es sahe, wie viel große unerkannte Wahrheiten in diesen Schriften lagen, oder sich hineinlegen ließen; als es erkannte, wie selbst nach diesen Schriften, seinem Jehova eine weit erhabnere Einheit zukomme, als die, welche ihn bloß an die Spitze aller andern Götter setzte: ward es auf einmal ein ganz andres Volk, und alle Abgötterey hörte unter ihm auf. Wenn diese plötzliche Veränderung, die kein Mensch leugnen kann, nicht durch den veredelten Begriff zu erklären, den es sich nun von seinem eignen Gotte machte: so ist sie durch nichts zu erklären. Man kann einem Nationalgott untreu werden, aber nie Gott, sobald man ihn einmal erkannt hat.

Wie gesagt; man thue, über die Einwürfe des vierten Fragments, auch noch diesen Schritt hinaus, und füge hinzu: daß, so wie Moses selbst im Anfange seiner Sendung von dem Unendlichen keinen Begriff hatte, – würde er ihn sonst nach seinen Namen gefragt haben? – sich Gott zu ihm herabließ, und sich ihm nicht als den Unendlichen, sondern bloß als eine von den besondern Gottheiten ankündigte, unter welche der Aberglaube Länder und Völker vertheilt hatte. Gott ward der Gott der Ebreer; und wenn die Ebreer ihren Gott nun einmal satt hatten, was war natürlicher, als daß sie es mit einem andern versuchen wollten?

Auch so noch – wenn man dem alten Israelitischen Volke, selbst diesen großen mehr hergebrachten als erwiesenen Vorzug, den einigen wahren Gott gekannt zu haben, mit Grunde streitig machen könnte – auch so noch getraute ich mir die Wege Gottes mit ihm zu rechtfertigen.

Auf die Göttlichkeit der Bücher des A. T. ist aus dergleichen Dingen wenigstens gar nichts zu schliessen. Denn diese muß ganz anders, als aus den darinn vorkommenden Wahrheiten der natürlichen Religion erwiesen werden. Wahrheiten, die allerdeutlichsten, die allererhabensten, die allertiefsten von dieser Art, kann jedes andere eben so alte Buch enthalten, wovon wir itzt die Beweise haben; Beweise, welche so manchen gelehrten Sorites [*Kettenschluß*] für die Göttlichkeit der Bibel fehlerhaft machen, in welchem die allein in dem A. T. gelehrte Einheit Gottes ein Glied ist. Die heiligen Bücher der Braminen müssen es an Alter und an würdigen Vorstellungen von Gott mit den Büchern des A. T. aufnehmen können, wenn das Uebrige den Proben ent-

spricht, die uns itzt erst zuverlässige Männer daraus mitgetheilet haben. Denn obschon der Menschliche Verstand nur sehr allmählig ausgebildet worden, und Wahrheiten, die gegenwärtig dem gemeinsten Manne so einleuchtend und fasslich sind, einmal sehr unbegreiflich, und daher unmittelbare Eingebungen der Gottheit müssen geschienen haben, und als solche auch damals nur haben angenommen werden können: so hat es doch zu allen Zeiten und in allen Ländern privilegirte Seelen gegeben, die aus eignen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinausdachten, dem größern Lichte entgegen eilten, und andern ihre Empfindungen davon, zwar nicht mittheilen, aber doch erzählen konnten.

Was sich also von dergleichen Männern herschreiben kann, deren noch itzt von Zeit zu Zeit einige aufstehen, ohne daß man ihnen immer Gerechtigkeit widerfahren läßt, das kann zu keinem Beweise eines unmittelbar göttlichen Ursprungs gebraucht werden. Kann es diesen Ursprung aber nicht erweisen, da wo es vorhanden ist: so kann es diesen Ursprung auch nicht widerlegen, da wo es mangelt; und Bücher können gar wol von Gott seyn, durch eine höhere Eingebung Gottes verfaßt seyn, ob sich schon nur wenige, oder gar keine, Spuren von der Unsterblichkeit der Seelen und der Vergeltung nach diesem Leben, darinn finden. Diese Bücher können sogar eine seligmachende Religion enthalten; das ist, eine Religion, bey deren Befolgung sich der Mensch seiner Glückseligkeit so weit versichert halten kann, als er hinausdenkt. Denn warum dürfte eine solche Religion sich nicht nach den Grenzen seiner Sehnsucht und Wünsche fügen? Warum müßte sie nothwendig erst die Sphäre dieser Sehnsucht und Wünsche erweitern? Freylich wäre eine solche seligmachende Religion nicht die seligmachende Christliche Religion. Aber wenn denn die Christliche Religion nur erst zu einer gewissen Zeit, in einem gewissen Bezirke erscheinen konnte, mußten deswegen alle vorhergehende Zeiten, alle andere Bezirke keine seligmachende Religion haben? Ich will es den Gottesgelehrten gern zugeben, daß aber doch das Seligmachende in den verschiedenen Religionen immer das Nehmliche müsse gewesen seyn: wenn sie mir nur hinwiederum zugeben, daß darum nicht immer die Menschen den nehmlichen Begriff damit müssen verbunden haben. Gott könnte ja wol in allen Religionen die guten Menschen in der nehmlichen Betrachtung, aus den nehmlichen Gründen selig machen wollen: ohne darum allen Menschen von dieser Betrachtung, von diesen Gründen die nehmliche Offenbarung ertheilt zu haben. –

Unter einem gewissen Zirkel von Freunden ist vor einiger Zeit ein kleiner Aufsatz in der Handschrift herum gegangen, welcher die ersten Linien zu einem ausführlichen Buche enthielt, und überschrieben war: die Erziehung des Menschengeschlechts. Ich muß bekennen, daß ich von einigen Gedanken dieses Aufsatzes bereits wörtlich Gebrauch gemacht habe. Was hindert mich also, oder vielmehr, was ist also schick-

licher, als daß ich den Anfang desselben in seinem ganzen Zusammenhange mittheile, der sich auf den Inhalt unsers vierten Fragments so genau beziehet? Die Indiscretion, die ich damit begehe, weiß ich zu verantworten; und von der Lauterkeit der Absichten des Verfassers bin ich überzeugt. Er ist auch bey weitem so heterodox nicht, als er bey dem ersten Anblicke scheint, wie ihm auch die schwierigsten Leser zugestehen werden, wenn er einmal den ganzen Aufsatz, oder gar die völlige Ausführung desselben, bekannt zu machen, für gut halten sollte. Hier ist indeß, wie gesagt, der Anfang, – des verwandten und genutzten Inhalts wegen.

Quelle: *Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten*. Bekanntgemacht von G. E. Lessing- Berlin, Wever, 1784.



Gotthold Ephraim Lessing

Anti-Goeze

Multa sunt sic digna
revinci, ne gravitate adorentur.
Tertullianus

**D. i. Notgedrungener Beiträge
zu den freiwilligen Beiträgen
des Hrn. Past. Goeze**

ERSTER.

(Gott gebe, letzter!)

(S. 71tes Stück der freiwill. Beiträge)

Lieber Herr Pastor,

Poltern Sie doch nicht so in den Tag hinein: ich bitte Sie. – Ich gehe ungern daran, daß ich meiner Absage schon bald nachleben muß. Aber Sie glaubten wohl sonst, es sei mein Ernst nicht. – Sehen Sie also, welchen Plan zu meiner Fehde gegen Sie, ich hiermit anlege. Auch schließen Sie auf den Ton aus dem Lemma des Tertullian, und den fernern Worten, die bei ihm folgen. Überschreien können Sie mich alle acht Tage: Sie wissen, *wo*. Überschreiben sollen Sie mich gewiß nicht.

Gott weiß es, ich habe nichts dagegen, daß Sie und alle Schulrectoren in Niedersachsen gegen meinen Ungenannten zu Felde ziehen. Vielmehr freue ich mich darüber; denn eben darum zog ich ihn an das Licht, damit ihn recht viele prüfen, recht viele widerlegen könnten. Ich hoffe auch, er wird noch Zeit genug unter die rechten Hände kommen, unter welchen er mir noch nicht zu seyn scheint: und so dann glaube ich wirklich der christlichen Religion durch seine Bekanntmachung einen größeren Dienst erwiesen zu haben, als Sie, mit allen Ihren Postillen und Zeitungen.

Wie? weil ich der christlichen Religion mehr zutraue als Sie, soll ich ein Feind der christlichen Religion seyn? Weil ich das Gift, das im Finstern schleicht, dem Gesundheitsrate anzeige, soll ich die Pest in das Land ge-

bracht haben? Denn kurz, Herr Pastor – Sie irren sich sehr, wenn Sie glauben, daß der Ungenannte ganz aus der Welt geblieben wäre, wenn ich ihm nicht herein geholfen hätte. Vernehmen Sie, daß das Buch ganz existieret, und bereits in mehrern Abschriften existieret, wovon, ich weiß nicht wie, nur Fragmente des ersten Entwurfs, sich in die Bibliothek verlaufen haben, die ich der Welt freilich nutzbarer hätte machen können, wenn ich alle darin befindlichen plattdeutsche Bibeln von Wort zu Wort für Sie konferieret hätte.

Versichern Sie indes nicht selbst, daß diese leidigen Fragmente schon ein Paar Werke hervorgebracht haben, deren Nutzen den besorglichen Schaden derselben unendlich überwiege? Und ich, ich, der ich die causa sine qua non dieser vortrefflichen Werke bin, sollte desfalls ein Reichshofrathsconclusum zu besorgen haben? Vielmehr verspreche ich mir eine Belohnung von dem Reichshofrathe, so bald es nicht bloß die traurige Pflicht des Reichshofraths sein wird, Unrecht zu steuern, und böse Handlungen zu ahnden, – so bald aufgeklärtere tugendhaftere Zeiten, wie wir unter einem Joseph II. sie uns immer mehr und mehr versprechen dürfen, auch dem Reichshofrathe Muße und Stoff geben werden, verborgene Tugend aufzusuchen, und gute Taten zu belohnen. Bis dahin hat es wenigstens keine Noth, daß nur Einer in den ersten Gerichten des Reichs sein sollte, der so dächte – wie Goeze.

Schön, vortrefflich, ganz in Luthers Geiste, ist es von diesem Lutherschen Pastor gedacht, daß er den Reichshofrath zu einem Schritte gern verhetzen möchte, der, vor zweihundertundfunzig Jahren mit Ernst getan, uns um alle Reformation gebracht hätte! Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doctor der Theologie hat? Wenn es jetzt keinem Doctor der Theologie erlaubt seyn soll, die Bibel aufs neue und so zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann: so war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich setze hinzu: so war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu übersetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit: nämlich gegen die, daß es besser sey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen werde. Den Ungrund dieses von seiner Kirche für wahr angenommenen Satzes mußte er erst erweisen; er mußte die Wahrheit des Gegensatzes erst erfechten; er mußte sie als schon erfochten voraussetzen: ehe er sich an seine Uebersetzung machen konnte. Das alles braucht ein jetziger protestantischer Uebersetzer nicht; die Hände sind ihm durch seine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundsatz annimmt, daß der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache lesen dürfe, lesen müsse, nicht genug lesen könne. Er thut also etwas, was ihm niemand streitig macht, daß er es tun könne: anstatt daß Luther etwas that, wobei es noch sehr streitig war, ob er es tun dürfe. – Das ist ja sonnenklar. – Kurz, Bahrdtens, oder eines andern Jetztlebenden, Uebersetzung verdammen, heißt der Lutherschen Übersetzung den Prozeß machen; wenn jene auch noch so sehr von dieser abgehen. Luthers Uebersetzung ging von den damals angenommenen Uebersetzungen auch ab; und mehr oder weniger, darauf kömmt nichts an.

Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiste geschützt seyn; und Luthers Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen, in der Erkenntnis der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen, hindern muß. Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntnis andern mitzutheilen. Denn ohne diese Mittheilung im Einzelnen, ist kein Fortgang im Ganzen möglich.

Herr Pastor, wenn Sie es dahin bringen, daß unsere Luther'schen Pastores unsere Päbste werden; – daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen; – daß diese unserm Forschen, der Mittheilung unsers Erforschten, Schranken setzen dürfen: so bin ich der erste, der die Päbsten wieder mit dem Pabste vertauscht. – Hoffentlich werden mehrere so entschlossen denken, wenn gleich nicht viele so entschlossen reden dürften. Und nun, Herr Pastor, arbeiten Sie nur darauf los, so viele Protestanten, als möglich wieder in den Schoß der Katholischen Kirche zu scheuchen. So ein Lutherscher Eiferer ist den Katholiken schon recht. Sie sind ein Politicus wie ein Theolog. –

Das eine der vortrefflichen Werke, die ohne Mich in des Nichts unfruchtbaren Lenden geblieben wären, sind die Unterredungen meines Nachbars, dessen gutem Willen ich bereits in meiner Duplik alle mögliche Gerechtigkeit erwiesen habe. Sie wissen nun ohne Zweifel, Herr Pastor, daß damals, als Sie mich aufforderten, auf diese Unterredungen zu antworten, ich bereits darauf geantwortet hatte. Die Reihe zu reden, ist nun an Ihnen; und es soll mich verlangen, wie weit es Ihre Exegetik treiben wird, das Wort Gottes in den Augen vernünftiger Menschen lächerlich zu machen. Es soll mich verlangen, aus welchen Gründen, mit welcher Stirne, Sie die unverdauten Einfälle eines vermutlichen Laien, wie mein Nachbar ist, den weit bessern Antworten vorziehen werden, die auf die Einwürfe meines Ungeannten schon vorhanden waren. –

Das zweite dieser Werke ist des Herrn Mascho Vertheidigung der christlichen Religion: oder, wie ich lieber sagen möchte, die Vertheidigung der christlichen Religion des Herrn Mascho. Denn wahrlich die Vertheidigung ist nicht so sehr sein eigen, als die Religion, die er vertheidiget. Und was? diese hätten Sie gelesen gehabt, Herr Pastor, ganz gelesen gehabt, als Sie das 71stemal dieses Jahr in Ihr Horn stießen? – Ja?

So kann es denn das Publikum nicht zeitig genug erfahren, wie mancherlei Maß und Gewichte Goeze und Compagnie in Hamburg haben!

Es thut mir leid, daß ich dieses sonst gute Haus so blamieren muß. Aber warum braucht es auch sein richtiges volles Gewicht nicht wenigstens gegen seine alten Freunde? Warum will es mit seinem richtigen vollen Gewichte sich nur erst Freunde machen, aber nicht erhalten?

Armer Mascho, lassen Sie den neidischen Mann, der alle Handlungen einzig in seine Canäle lenken will, nur erst mit mir fertig seyn. Er wird Sie schon auch nach Hause leuchten. Jetzt thut er mit Fleiß, als ob er nicht merkte, auf welcher Seite Sie hinken. Er braucht Hülfe: Tros Rutulusue fuat – Seine Partie muß sich wenigstens in den Zeitungen immer vergrößern. Aber warten Sie nur!

Doch ist es nicht unschicklich, in einem Briefe einen andern anzureden, als den, an welchen der Brief gestellt ist? Ich wende mich also wieder zu Ihnen, Herr Pastor, und frage Sie nochmals: haben Sie des Herrn Mascho Vertheidigung, welche Sie so rühmen, wirklich gelesen?

Wirklich? – Nun so ist es erwiesen, Herr Pastor, was ich Ihnen Schuld gebe. Sie haben mancherlei Maß und Gewicht, welches dem Herrn ein Greuel ist. Mit einem andern bevorthen Sie mich: mit einem andern bedienen Sie den Herrn Mascho. Wovor Sie bei mir andere warnen, das preisen Sie bei ihm andern an. Die nämlichen Species, die Sie nach meiner Verschreibung als gefährlich und tödlich nicht administrieren wollen, verkaufen Sie auf sein Recipe, in der nämlichen Quantität, oder in einer noch bedenklichern, als höchst unschuldig und heilsam.

Oder das Ding, Herr Pastor, in Ihrer sinnreichen Metapher des strohern Schildes auszudrücken: Herr Mascho streitet schlechterdings unter dem nämlichen strohern Schild, mit welchem Sie mich der Welt so lächerlich und verdächtig gemacht haben. Wie kömmt es denn, daß dieses stroherne Schild nur an meinem Arme schlimmer als keines ist? an seinem aber für eine gar hübsche taugliche Waffe passieren muß?

Nämlich: behauptet nicht auch Herr Mascho, (S. 10) daß die Bibel zwar eine Offenbarung enthält, aber keine ist?

Unterscheidet nicht auch Herr Mascho (S. 249) den Buchstaben von dem Geiste der Bibel?

Lehrt nicht auch Herr Mascho, (S. 202) daß die Religion eher gewesen, als die Bibel?

Und sind denn das nicht die drei Sätze, um welche der Herr Pastor den Tanz mit mir angefangen?

Sie können nicht sagen, Herr Pastor, daß Sie diese Sätze bei ihm nicht gefunden. Denn sie stehen nicht allein mit deutlichen Worten da: sondern alles, alles, was Herr Mascho sagt, bezieht sich, gründet sich darauf.

Ja noch mehr: eben diese Sätze, die ich für bloße Betrachtungen gebe, mit welchen sich diejenigen beruhigen können, die sich an dem Christenthume ohne Theologie begnügen wollen, oder begnügen müssen; eben diese Sätze macht Herr Mascho zu Grundsätzen, nicht des Christenthums, sondern der Theologie.

Denn das ganze System von Inspiration, welches Sie annehmen, Herr Pastor; in dessen Geiste Sie die uns gemeinschaftlichen, aber nicht zu einerlei Absicht gemeinschaftlichen Sätze, bei mir anfeindeten: was ist es dem Herrn Mascho? – Was es mir bei weiten noch nicht ist.

Es ist ihm eben das, was meinen Ungenannten in den Naturalismus gestürzt hat. Es ist ihm das, was jeden nicht besser organisierten Kopf, als meinem Ungenannten zu Theil geworden war, in den Naturalismus nothwendig stürzen muß. Das ist es ihm, das ist es ihm auf allen Blättern. ¹⁾

Und nun, Herr Pastor, seyn Sie auf Ihrer Hut! Ich warne Sie auf den Wink des Herrn Mascho. Ehe Sie es sich versehen, liegen Sie, nach dem Herrn Mascho, in eben dem Abgrunde, in welchem mein Ungenannter nun jammert: und dann ist keine Hülfe für Sie, als entweder da zu verzweifeln, oder mit eins alle den Plunder aufzugeben, der noch vor 50 bis 60 Jahren in unsern Lehrbüchern Religion hieß ²⁾, und alle die schönen Siebensachen dafür anzunehmen, die man seit dieser Zeit in der Religion erfunden hat, und noch täglich erfindet. ³⁾

So gar werden Sie gezwungen seyn, solcher schönen Siebensachen nicht wenige anzunehmen, die Herr Mascho selbst, unter Ihren Augen erfindet. Er hat bereits Dinge in seinem Körbchen, die jedem guten Alltagschristen völlig fremd und unerhört sind. Über gewisse jüdische Ideen, die wir sehr unrecht ganz vergessen haben ⁴⁾, über das große Pflingstwunder ⁵⁾, über – was weiß ich!

Und o, welch neues Unglück drohet dem hamburgischen Katechismus wieder in Hamburg selbst! Denn Herr Mascho ist mit nichts weniger zufrieden, als mit unsern bisherigen Religionsunterrichten, deren nothwendige Berichtigung und Verbesserung er aus den leidigen Fragmenten meines Ungenannten erst recht erkannt hat. Seine, seine Ideen müssen vor allen Dingen in unsere Katechismen: oder es geht nimmermehr gut! ⁶⁾

Wie, Herr Pastor? das wollten Sie gestatten? Als unserm guten Freunde Alberti ehemals so etwas befiel: wem hat es die Hamburgische Kirche zu danken, daß er nicht damit durchdrang, als Ihnen? Und nun sollte Herr Mascho damit durchdringen, indem Ihre ganze Aufmerksamkeit, Ihr ganzer Eifer nur auf mich gerichtet ist?

Erkennen Sie doch die Diversion, die man Ihnen zu machen sucht, und lassen mich in Ruhe. Es könnte ja gar sein, daß ich und Mascho uns verstünden! Doch das muß ich Ihnen nicht zweimal sagen, wenn unsre List gelingen soll.

★ ★ ★

Anti-Goeze.

Bella geri *placeat* nullos habitura triumphos!
Luc.

ZWEITER.

Mein Herr Hauptpastor

Ich erhielt Ihr Etwas Vorläufiges gegen meine – wenn es nicht Ihre erste Lüge ist – mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsre allerheiligste Religion etc. am Abend des Osterabends; und hatte noch eben Zeit, den herrlichen Vorlauf zu kosten. Der soll mir auf das Fest schmecken! dachte ich. Und er hat mir geschmeckt. Gott gebe, daß mir der Nachlauf zu seiner Zeit auch so schmecken, auch so wohl bekommen mag!

Aber was das nun wieder ist! Der Herr Hauptpastor verweisen mir in Ihrem Etwas Vorläufigen, welches ich, der Geschmeidigkeit wegen, lieber das Vorläufige Etwas nennen will, mit so vielem Ernst und Nachdruck meine Äquivoken ⁷⁾ und Wortspiele: und dennoch mache ich schon wieder ein so häßlich Ding, und äquivoziere und wortspiele mit vorläufig und Vorlauf; ohne auch nur im geringsten vorher zu erklären, ob ich den Vorlauf von der Kelter oder von der Blase verstehe.

Doch lieber vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpastor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden ist. Jeder Mensch hat seinen eignen Styl, so wie seine eigne Nase; und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Styl habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Kaskaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe.

Es kömmt wenig darauf an, wie wir schreiben: aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblühten, bilderreichen Worten nothwendig ein schwanker, schiefer Sinn liegen muß? daß niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdruckes bedient? daß, den kalten, symbolischen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Überlegenheit welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Style desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Styl, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein giebt echten Glanz; und muß auch bei Spöttei und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen.

Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Styl. – Ich gebe den meinen aller Welt preis; und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stylen auszeichnen soll: und alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunstrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler: er ist seine Erbsünde. Nämlich: er verweilt sich bei seinen Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen, und malt gar zu gern mit unter eine in Allegorie aus; wodurch er sich nicht selten in allzuentfernte und leicht umzuformende *tertia comparationis* verwickelt. Diesen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatische Arbeiten mit verstärkt haben: denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblühten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben; weil es wohl gewiß ist, daß in den wirklichen Gesprächen des Umganges, deren Lauf selten die Vernunft, und fast immer die Einbildung steuert, die mehresten Uebergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Diese Erscheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, giebt dem Dialog Geschmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdeckt, der uns am besten weiter bringen kann! Und so wäre es ganz natürlich, daß das Theater eben nicht den besten prosaischen Schriftsteller bilde. Ich denke sogar, selbst Cicero, wenn er ein beßrer Dialogist gewesen wäre, würde in seinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften so wunderbar nicht sein. In diesen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nämliche, die sich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfordern einen gesetzten, immer gleichen Schritt; dieser verlangt mit unter Sprünge: und selten ist ein hoher Springer ein guter ebner Tänzer.

Aber, Herr Hauptpastor, das ist mein Styl, und mein Styl ist nicht meine Logik. – Doch ja! Allerdings soll auch meine Logik sein, was mein Styl ist: eine Theaterlogik. So sagen Sie. Aber sagen Sie was Sie wollen: die gute Logik ist immer die nämliche, man mag sie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, sie anzuwenden, ist überall die nämliche. Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde sie gewiß auch zu einer Predigt nicht entstehen: so wie der, dem sie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch eine nur erträgliche Komödie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerschöpflichste Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Pater Abraham gute Komödien gemacht hätte? Gewiß nicht: denn seine Predigten sind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Moliere und Shakespear vor-

treffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn sie, anstatt des Theaters, die Kanzel hätten besteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpastor, den guten Schlosser wegen seiner Komödien so erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antwortete ich: warum nicht? wenn er kann. Die zweite: darf ein Komödienschreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: warum nicht? wenn er will. –

Doch wozu alles dieses Geschwätz? Was gehen mich jetzt die Armseligkeiten des Styls und Theaters an; jetzt da ein so schreckliches Halsgericht über mich verhängen wird? – Da steht er, mein unbarmherziger Ankläger, und wiehert Blut und Verdammung, und ich, einfältiger Tropf, stehe bei ihm und lese ihm ruhig die Federn vom Kleide. –

Ich muß, ich muß entbrennen, – oder meine Gelassenheit selbst, meine Kälte selbst, machen mich des Vorwurfs wert.

Wie, Herr Hauptpastor? Sie haben die Unverschämtheit, mir mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf die christliche Religion Schuld zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu schreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie jetzt an mir verdammen, ich ehemals aus Ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern wert. Daß ich Ihre Stirn nicht habe: das allein hindert mich. Ich unterstehe mich nicht zu sagen, was ich nicht erweisen kann, und Sie – Sie tun alle sieben Tage, was Sie nur einen Tag in der Woche tun sollten. Sie schwatzen, verleumden und poltern: für Beweis und Eviktion mag die Kanzel sorgen.

Und die einen so infamierenden Titel führt, – was enthält diese Goezische Scharteke? Nichts enthält sie, als elende Rezensionen, die in den freiwilligen Beiträgen schon stehen, oder wert sind darin zu stehen. Doch ja, sie enthält auch einen zum drittenmale aufgewärmten Brei, den ich längst der Katze vorgesetzt habe. Und dennoch sollen und müssen sich des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo diesen beschnuffelten, beleckten Brei wieder in den Mund schmieren lassen.

Ist es von einem rechtschaffenen Gelehrten, – ich will nicht sagen, von einem Theologen – begreiflich, daß er, unter einem solchen Titel, widerlegte Beschuldigungen nochmals in die Welt schickt, ohne auf ihre Widerlegung die geringste Rücksicht zu nehmen? – „So hat er denn wohl von dieser Widerlegung nichts gewußt?“ – O doch! Er weiß sehr wohl, daß sie vorhanden ist; er hat davon gehört: nur gelesen hat er sie noch nicht, und nach dem Feste wird es sich zeigen, ob er es für nötig findet, darauf zu antworten. –

Und inzwischen, Herr Hauptpastor, inzwischen haben Sie dennoch die Grausamkeit, Ihre Beschuldigungen zu wiederholen? in diesem geschärften Tone zu wiederholen? – Also sind Sie allwissend? Also sind Sie untrüglich? – Also kann schlechterdings in meiner Widerlegung nichts stehen, was mich

in einem unschuldigern Lichte zeigte? was Sie einen Theil Ihrer Klage zurück zu nehmen, bewegen könnte? Also, wie Sie eine Sache einmal ansehen, so, vollkommen so, sind Sie gewiß, daß Sie dieselbe von nun an bis in Ewigkeit ansehen werden?

In diesem einzigen Zuge, Herr Hauptpastor, stehen Sie mir ganz da, wie Sie leiben und leben. Sie haben vor dem Feste nicht Zeit, die Vertheidigung des Beklagten zu hören. Sie wiederholen die Anklage, und schlagen seinen Namen getrost an Galgen. Nach dem Feste, nach dem Feste, werden Sie schon sehen, ob auf seine Vertheidigung der Name wieder abzunehmen ist, oder nicht!

Gegen einen solchen Mann wäre es möglich, die geringste Achtung beizubehalten? – Einem dritten: vielleicht. Aber nicht dem, nach dessen Kopfe diese Steine zielen. Gegen einen solchen Mann sollte es nicht hinwiederum erlaubt sein, sich aller Arten von Waffen zu bedienen? Welche Waffen können meuchelmörderischer sein, als sein Verfahren ist?

Gleichwohl, Herr Hauptpastor, befürchten Sie von mir nur nicht, daß ich die Grenzen der Wiedervergeltung überschreiten werde. Ich werde diese Grenzen noch lange nicht berühren, wenn ich von Ihnen auch noch so höhrend, auch noch so verachtend, auch noch so wegwerfend schreibe. Sie können einen ungesitteten Gegner vielleicht an mir finden: aber sicherlich keinen unmoralischen.

Dieser Unterschied, zwischen ungesittet und unmoralisch, der sehr wichtig ist, obgleich beide Wörter, ihrer Abkunft nach, vollkommen das nämliche bedeuten müßten, soll ewig unter uns bleiben. Nur Ihre unmoralische Art zu disputieren, will ich in ihr möglichstes Licht zu setzen suchen, sollte es auch nicht anders, als auf die ungesitteteste Weise geschehen können.

Jetzt ist mein Bogen voll; und mehr als einen Bogen sollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich ersäufen wollen, tropfenweise auf den entblößten Scheitel fallen zu lassen.

★ ★ ★

Doch was tut alles das zur Sache? Laßt uns die Beschuldigungen selbst vornehmen. – Genug, daß mich mein Herz nicht verdammt, und ich also, mit aller Freudigkeit zu Gott, einem jeden intoleranten Heuchler, der mir so kömmt, die Larve vom Gesicht reißen darf, – und reißen will, – sollte auch die ganze Haut daran hängen bleiben!

Von meinen mittelbaren Angriffen demnach zu erst. – Unter diesen versteht der Hr. Hauptpastor „den von mir veranstalteten Druck der Fragmente, die von mir übernommene Advokatur des Verfassers derselben.“

Jenes ist notorisch, ich kann es so wenig leugnen, als ich es leugnen möchte, wenn ich auch könnte. Dieses will ich durchaus von mir nicht gesagt, – wo möglich auch nicht gedacht wissen. Wenigstens in dem Sinne nicht, welchen der Hr. Hauptpastor damit verbindet.

Ich habe die Fragmente drucken lassen: und ich würde sie noch drucken lassen, wenn mich auch aller Welt Goezen darüber in den tieffsten Abgrund der Hölle verdamnten. Die Gründe, warum ich es mit gutem Gewissen tun zu können geglaubt, habe ich verschiedentlich auch schon beigebracht. Aber Hr. Goeze will mir nicht eher zugestehen, daß diese Gründe das geringste verfangen, als bis ich ihn überführe, daß die nämlichen Gründe mich rechtfertigen würden, „wenn ich Fragmente drucken ließe, in welchen die Gerechtsame des hohen Hauses, dem ich diene, die Ehre und Unschuld der ehemaligen großen und unbescholtenen Minister desselben, und selbst des regierenden Herrn, so angegriffen würden, als dort, in jenen Fragmenten, die Wahrheit der christlichen Religion, die Ehre und Unschuld der heil. Apostel, und selbst unsers ewigen Königs, angegriffen wirklich werde.“

Wie kindisch! und wie pffiffig, wie boshaft zugleich! – Denn lassen Sie uns doch, Hr. Hauptpastor, vor allen Dingen die Sache auf beiden Theilen erst gleich machen. Sie haben eine Kleinigkeit auch in die andre Waagschale zu legen vergessen: und Sie wissen wohl, im Gleichgewichte gibt jede Kleinigkeit den Ausschlag. Also nur dieses erst berechtigt; und ich hoffe, Sie werden mir das beizubringende glaubwürdige Zeugnis meiner Obern gütigst erlassen.

Nämlich: nehmen Sie doch nur an, daß dergleichen historische und politische Fragmente, als durch deren Druck Sie mich gern auf das Eis führen möchten, von der Beschaffenheit wären, daß ihr Ungrund nicht allein klar und deutlich in die Augen leuchte, sondern sie zugleich auch einen unverhofften Anlaß und Stoff gäben, die Ehre und die Gerechtsamen des nämlichen Hauses noch von mehrern Seiten zu verherrlichen und zu erhärten: was ist sodann Ihr Zweifel, ob ich dergleichen Fragmente wohl dürfe drucken lassen? worauf gründet er sich? Darauf, daß es doch wohl mit jener Ehre, und jenen Gerechtsamen noch so ausgemacht nicht sey? Darauf, daß man einen wandelbaren Grund nicht noch mehr untergraben müsse? selbst in der Absicht nicht, ihn zu verstärken? – O, Herr Hauptpastor, das Durchlauchtigste Haus meines Herrn ist Ihnen für diese Schmeichelei, für diese Besorgnis recht sehr verbunden! recht sehr! – Darüber getraue ich mir allenfalls, Ihnen ein glaubwürdiges Zeugnis von meinen Obern beizubringen.

Oder darf ich, was ich bei den Gerechtsamen des Hauses annehme, dem ich diene, bei der Wahrheit der Religion nicht annehmen, die ich bekenne? Darf ich nicht darauf rechnen, daß alle Einwendungen gegen diese, wenigstens eben sowohl zu beantworten sind, als gegen jene? Darf ich nicht erwarten, daß auch hier neue Einwürfe neue Erörterungen, geschärfte Zweifel geschärfte Auflösungen veranlassen werden? Nicht?

„Allerdings! ruft der Hr. Hauptpastor, allerdings! Die Religion, betrachtet als Inbegriff der zu unsrer Seligkeit geoffenbarten Wahrheiten, gewinnt allerdings, je aufrichtiger und scharfsinniger sie bestritten wird. Aber, das ist nur die objektive Religion; nur die objektive! Mit der subjektiven ist es ganz anders. Die subjektive Religion verliert unwidersprechlich, durch dergleichen Bestreitungen, unendlich mehr, als jene nur immer dadurch gewinnen kann! Folglich – –“

Und was ist diese subjektive Religion? – „Die Gemüthsverfassung der Menschen, in Absicht auf die Religion, ihr Glaube, ihre Beruhigung, ihr Vertrauen auf uns, ihre Lehrer. Die, die periklitieren bei jedem Worte, das in deutscher Sprache gegen unsere allerheiligste Religion geschrieben wird.“

So! Bei Gott! ein tiefgedachter Unterschied, den ich ja in seinen Schulterminis zu lassen bitte, wenn er nicht ausgepiffen, und gerade gegen seine Bestimmung gebraucht werden soll.

Denn, wenn es wahr ist, daß die Religion bei allen und jeden Anfällen, die auf sie geschehen, objektive gewinnt, und nur subjektive verliert; wer will behaupten, daß es also nach dem größern Gewinne, oder nach dem größern Verluste entschieden werden müsse, ob dergleichen Anfälle überhaupt zu dulden sind, oder nicht. Ja, wenn Gewinn und Verlust hier völlig homogene Dinge wären, die man nur von einander abzuziehn brauche, um sich durch den Überrest bestimmen zu lassen! Aber der Gewinn ist wesentlich: und der Verlust ist nur zufällig. Der Gewinn erstreckt sich auf alle Zeiten: der Verlust schränkt sich nur auf den Augenblick ein, so lange die Einwürfe noch unbeantwortet sind. Der Gewinn kömmt allen guten Menschen zu staten, die Erleuchtung und Ueberzeugung lieben: der Verlust trifft nur wenige, die weder wegen ihres Verstandes, noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verlust trifft nur die *paleas levis fidei*; nur die leichte christliche Spreu, die bei jedem Windstoße der Bezweiflung von den schweren Körnern sich absondert, und auffliegt.

Von dieser, sagt Tertullian, mag doch verfliegen so viel als will! *Avolent quantum volent!* – Aber nicht so unsre heutigen Kirchenlehrer. Auch von der christlichen Spreu soll kein Hülschen verloren gehen! Lieber wollen sie die Körner selbst nicht lüften und umwerfen lassen.

Überhaupt läßt sich alles, was Tertullian ⁸⁾ von den Ketzereien seiner Zeit, mit so vieler Scharfsinnigkeit sagt, vollkommen auf die Schriften der Ungläubigen und Freigeister unsrer Zeit anwenden. Was sind diese Schriften

auch anders als Ketzereien? Nur daß ihnen gerade noch das gebricht, was die eigentlichen Ketzereien so fürchterlich macht. Sie zielen unmittelbar auf keine Spaltung und Trennung; sie machen keine Parteien und Rotten. Die alten Ketzer lehrten mehr mündlich als schriftlich, und fingen immer damit an, daß sie sich Anhänger zu verschaffen suchten, welche ihren vorzutragenden Lehren sogleich ein politisches Gewicht geben könnten. Wie viel unschädlicher schickt jetzt ein Mißgläubiger seine Grillen bloß in die Druckerei, und läßt sie so viel Anhänger sich machen, als sie ohne sein weiteres Zuthun, sich zu machen vermögen. –

Die freigeisterischen Schriften sind also offenbar das kleinere Übel; und das kleinere Übel sollte verderblicher seyn, als das große? Wenn das größere Uebel sein muß, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar werden, – ut fides, habendo tentationem, haberet etiam probationem: warum wollen wir das kleinere nicht dulden, das eben dieses Gute hervorbringt?

O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein anders am felsigten Ufer zerschmettert! – O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu tun, ihr hättet sie denn versichert: euch ist lediglich um euer eignes Gärtchen zu tun; um eure eigne kleine Bequemlichkeit, kleine Ergötzung. Der böse Sturmwind! da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt; da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt; da eure ganze kostbare Orangerie, in sieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Gutes der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu schaden? Warum bläset er nicht bei eurem Zaune vorbei? oder nimmt die Backen wenigstens weniger voll, sobald er an euren Gränzsteinen anlangt?

Wenn Tertullian von denen, die sich zu seiner Zeit an den Ketzereien so ärgerten, über deren Fortgang so wunderten, sagt: vane et inconsiderate hoc ipso scandalizantur, quod tantum haereses valeant: was würde er von Ihnen sagen, Herr Hauptpastor, der Sie um die papierne Grundlage einer möglichen Ketzerei so ein Lärmen anfangen? Um Fragmente eines Ungenannten! Würde er nicht auch sagen: „Kurzsichtiger, – nihil valebunt, si illa tantum valere, non mireris? Dein Lärmen selbst ist Schuld, wenn diese Fragmente mehr Schaden anrichten, als sie anzurichten bestimmt sind. Der Ungenannte wollte sich keinen Namen erschreiben: sonst hätte er sich genannt. Er wollte sich kein Häufchen sammeln: sonst hätte er es bei seinen Lebzeiten getan. Mit einem Worte: der diese Fragmente drucken ließ, hat weit weniger Verantwortung, als Du, der Du das laute Zeter über sie anstimmst. Jener hat nur gemacht, daß mehrere sie lesen können: Du machst, daß mehrere sie wirklich gelesen *haben*, und nun lesen müssen.“ –

Vielleicht, daß der Herr Hauptpastor diesen Verweis aus dem Munde eines Kirchenvaters lieber hört, als aus meinem! –

Antwort auf die Anzeige
im 30sten Beitrage des Altonaer Postreuters.

1) Habe ich denn auch dem Herrn Goeze die Rezension des Maschoschen Buchs einzig und allein in die Schuh gegossen? Habe ich nicht ausdrücklich gesagt, Goeze und Compagnie? Die Compagnieschaft mit den freiwilligen Beiträgern kann er doch nicht ableugnen, mit welchen er sich einer gemeinschaftlichen Firma bedient? Meint denn der Herr Hauptpastor, weil er sich, außer dieser gemeinschaftlichen Firma, auch noch einer besondern, ihm allein eignen, von Zeit zu Zeit bedient, daß er für jene gar nicht mit einstehen darf? Ich will es ihm zugeben, wenn er wenigstens nun, da er weiß, daß das Buch des Herrn Mascho eben die Grundsätze enthält, die er an mir verdammt, nächstens den Herrn Mascho in den freiw. Bei. eben so behandelt, als mich. – 2) Warum muß denn Herr Nicolai immer dem Herrn Goeze namentlich büßen, so oft in der Allgemeinen Bibliothek etwas vorkömmt, was ihm nicht ansteht? Herr Nicolai ist auch nicht Director der Allgem. Bibl. Herr Nicolai bekömmt auch nicht alle Aufsätze vorher zu sehen, die in der A. B. Platz finden. Vielleicht, daß er selbst nie ein Wort gegen ihn geschrieben hat. Was sich Herr Goeze mit Nicolai erlaubt: das sollte ich mir nicht mit Goezen erlauben dürfen? – 3) Und von dieser Kleinigkeit, wenn ich mich auch damit geirrt hätte, sollen die Leser auf meine übrigen Behauptungen einen Schluß machen? Ja, wenn sie so schließen wollen, wie Herr Goeze oder Herr E. schließt! Dieser Herr E. mag sein, wer er will. Näher zu kennen verlange ich ihn gar nicht.

★ ★ ★

Anti-Goeze.

Tonto sin saber Latin,
Nunca es gran tonto.
Francis. de Roxas

VIERTER.

Wenn doch indes das eine ohne dem andern sehr füglich sein könnte? – Wenn es gar wohl möglich wäre, „daß die christliche Religion objective allen Vortheil aus den Einwürfen der Freigeister ziehen könnte, ohne subjective den geringsten Schaden zu besorgen?“

Das wäre allerdings das Bessere. Aber wie? wodurch? – Hier ist es, wo man mit einem Einfalle aufgezogen kömmt, der pedantisch genug klingt, um gründlich seyn zu können. Ein anderer würde ihn bloß lächerlich machen: ich, ich will ihn prüfen. Denn mir ist das Pedantische fast Empfehlung.

Es dürfte, sagt man, nur ausgemacht sein, daß der Streit nie anders, als in der Sprache der Gelehrten geführt würde. „Schreibt lateinisch, ihr Herrn! schreibt lateinisch! – Ja! wer fleißiger in den Klassen gewesen wäre! wer lateinisch könnte!“

– Nicht weiter, Hr. Subconrector: oder man merkt Ihre wahre Absicht. Sie möchten Ihrem lieben Latein nur gern eine Empfehlung mehr verschaffen. „Lernt Latein, Jungens, lernt Latein! Alle Einwürfe gegen die Religion sind lateinisch geschrieben! Wenn ihr auch selbst keine schreiben wollt: müßt ihr die geschriebenen doch kennen.“ – Und nun lernen die Jungens Latein, daß ihnen der Kopf raucht.

Doch ich habe gesagt, daß ich den Einfall nicht bloß lächerlich machen: sondern prüfen will. – Es wäre denn, wie ich fast besorge, daß dieses auf jenes hinaus liefe. Und das wäre doch meine Schuld wohl nicht. Genug, ich will ernsthaft und ordentlich zu Werke gehen.

Also: „wer gegen die Religion schreiben will, soll nicht anders, als lateinisch schreiben dürfen; damit der gemeine Mann nicht geärgert werde.“

Und in den Ländern, wo der gemeine Mann ziemlich Latein versteht, als in Polen, Ungarn – da müssen wohl sonach die Einwürfe gegen die Religion griechisch geschrieben werden? – Natürlich! Was für ein schöner pädagogischer Handgriff, nun auch die griechische Sprache in diesen Ländern gemein zu machen! Denn es versteht sich, daß die in andern Ländern wider die Religion geschriebenen lateinischen Bücher in diese Länder nicht kommen.

Aber schon wieder auf das Lächerliche zu, das ich so gern vermeiden möchte! – „Was läge daran, wenn der Vorschlag in Polen und Ungarn nicht hülfte? er hülfte doch fürs erste in Deutschland.“ –

Gewiß? er hülfte? – Kann ein Vorschlag helfen, der weder thulich, noch billig, noch klug, noch christlich ist? – Das ist, was ich so ernsthaft erweisen will, als möglich.

Zwar, daß er thulich wäre, müßte ich wohl voraussetzen lassen. Ich müßte zugeben, daß ein Reichsgesetz darüber gemacht werden könne und dürfe. Denn ein geringers Verbot, als ein Reichsgesetz, würde nichts fruchten. Der Kopf, oder wenigstens ewige Gefangenschaft bei Wasser und Brod, und ohne Dinte und Feder, müßte im ganzen heiligen römischen Reiche darauf stehen, wenn jemand wider heilige Sachen anders als römisch schriebe. Das Gesetz läge schon in dem Namen des heiligen römischen Reichs, und sollte nicht thulich sein?

Nun gut; so sey es thulich: aber wäre es denn billig? – Kann überhaupt ein Gesetz billig sein, das eben so viel unfähige Leute zu etwas berechtigen, als fähige davon ausschließen würde? – Und wer sieht nicht, daß dieses hier geschähe? Oder ist es das Latein selbst, welches die Fähigkeit gewähret, Zweifel gegen die Religion zu haben, und vorzutragen? Ist es die Urkunde

des Lateins selbst, welche diese Fähigkeit allen Menschen ohne Ausnahme aberkennt? Ist kein gewissenhafter, nachdenklicher Mann ohne Latein möglich? Gibt es keinen Dummkopf, keinen Narren mit Latein? Ich will auf dem Einfalle des de Roxas nicht bestehen, daß das Latein erst den rechten Narren macht: aber den rechten Philosophen macht es doch auch nicht. – Dazu; von was für einem Latein können ist die Rede? Von dem, bis zum schreiben. Wenn nun Baco, der kein Latein schreiben konnte, Zweifel gegen die Religion gehabt hätte: so hätte auch Baco diese Zweifel unterdrücken müssen? So hätte jeder Schulkollege, der ein lateinisches Programm zusammen raspeln kann, eine Erlaubnis, die Baco nicht hatte? Ich finde zwar nicht, daß Baco wie Huart dachte, der es gerade zu für das Zeichen eines schiefen Kopfes, eines Stümpers hielt, zu glauben, daß er sich in einer fremden Sprache besser werde ausdrücken können, als in seiner. Aber Baco konnte vielleicht doch denken: wie ich Latein schreiben möchte, kann ich nicht; und wie ich kann, mag ich nicht. – Wenn mehrere wüßten, welch Latein sie schrieben: so würden noch weniger Latein schreiben. Es wäre denn freilich, daß sie müßten. Ein Muß, das vielleicht der Sprache zu-träglich sein könnte; aber nimmermehr den Sachen.

Und wenn schon in diesem Betracht, daß man sonach dem kleinern Nutzen den größern aufopferte, das unbillige Gesetz auch nicht klug wäre: wäre es nur in diesem Betracht unklug? Wäre es nicht auch darum unklug, weil es dem gemeinen Manne nothwendig Verdacht gegen die Güte einer Sache erwecken müßte, die man sich unter seinen Augen zu behandeln nicht getraute? von deren Prüfung ihm die Lateinischen Männer durch ihre Dolmetscher nur so viel mittheilen ließen, als sie für dienlich erachteten? – Wäre es nicht auch darum unklug, weil es den Schaden, dem es vorbauen soll, gerade vermehrt? Die Einwendungen gegen die Religion sollen lateinisch geschrieben werden, damit sie unter weniger Leuten Schaden anrichten. Unter wenigern? Ja, unter wenigern in jedem Lande, in welchem das Lateinische nur bei einer gewissen Klasse von Leuten üblich wäre: aber auch in ganz Europa? in der ganzen Welt? Schwerlich wohl. Denn sollten, auch nur in Europa zusammen, nicht mehr Menschen sein, welche Lateinisch könnten, und doch nicht im Stande wären, jedem übeln Eindrucke wahrscheinlicher Zweifel zu widerstehen und zu begegnen: als dergleichen schwache Menschen, die nicht Lateinisch könnten, in jedem einzeln Lande? Seele ist für den Teufel Seele: oder, wenn er einen Unterschied unter Seelen macht, so gewänne er ja wohl noch dabei. Er bekäme, z.E. für die Seele eines deutschen Michels, der nur durch deutsche Schriften hätte verführt werden können, die Seele eines studierten Franzosen oder Engländers. Er bekäme für einen trocknen Braten, einen gespickten.

Sein Votum also, das Votum des Teufels, hätte das unkluge Gesetz gewiß: wenn es auch nicht, noch oben darein, unchristlich wäre; wie schon daraus zu vermuten, daß es unbillig ist. – Ich verstehe aber unter unchristlich, was mit dem Geiste des Christenthums, mit der letzten Absicht desselben streitet. Nun ist, so viel ich, mit Erlaubnis des Hrn. Hauptpastor Goeze, davon verstehe, die letzte Absicht des Christenthums nicht unsere Seligkeit, sie mag herkommen woher sie will: sondern unsre Seligkeit, vermittelt

unsrer Erleuchtung; welche Erleuchtung nicht bloß als Bedingung, sondern als Ingredienz zur Seligkeit nothwendig ist; in welcher am Ende unsre ganze Seligkeit besteht. Wie ganz also dem Geiste des Christenthums zuwider, lieber zur Erleuchtung so vieler nichts beitragen, als wenige vielleicht ärgern wollen! Immer müssen diese Wenige, die niemals Christen waren, niemals Christen sein werden, die bloß unter dem Namen Christen ihr undenkendes Leben so hinträumen; immer muß dieser verächtliche Theil der Christen vor das Loch geschoben werden, durch welches der bessere Theil zu dem Lichte hindurch will. Oder ist dieser verächtlichste Theil nicht der wenigste? Muß er wegen seiner Vielheit geschont werden? – Was für ein Christentum hat man denn bisher geprediget, daß dem wahren Christenthume noch nicht einmal der größere Haufe so anhängt, wie sichs gehöret? – Wenn nun auch von diesen Namenchristen sich einige ärgerten; einige von ihnen, auf Veranlassung in ihrer Sprache geschriebener freigeisterrischen Schriften, so gar erklärten, daß sie nicht länger sein wollten, was sie nie waren: was wäre es denn nun mehr? Tertullian fragt, und ich mit ihm: Nonne ab ipso Domino quidam discentium scandalizati diverterunt? Wer, ehe er zu handeln, besonders zu schreiben, beginnt, vorher untersuchen zu müssen glaubt, ob er nicht vielleicht durch seine Handlungen und Schriften, hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort einem Bösewichte, der Feigenblätter sucht, dergleichen in die Hände spielen werde: der entsage doch nur gleich allem Handeln, allem Schreiben. Ich mag gern keinen Wurm vorsätzlich zertreten; aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden soll, wenn ich einen von ungefähr zertrete: so weiß ich mir nichts anders zu raten, als daß ich mich gar nicht rühre; keines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es sich einmal befindet; zu leben aufhöre. Jede Bewegung, im Physischen entwickelt und zerstöret, bringt Leben und Tod; bringt diesem Geschöpfe Tod, indem sie jenem Leben bringt: soll lieber kein Tod sein, und keine Bewegung? oder lieber, Tod und Bewegung?

Und so ist es mit diesem Wunsche beschaffen, daß die Feinde der Religion sich nie einer andern, als der lateinischen Sprache bedienen dürften; mit diesem Wunsche, der so gern Gesetz werden möchte! So ist es schon jetzt damit beschaffen: und wie meint man, daß es mit aller Untersuchung der Wahrheit überhaupt aussehen würde, wenn er nun erst Gesetz wäre? – Man urtheile aus den Krallen, welche die geistliche Tyrannei in einem ihrer grimmigsten, zum Glück noch gefesselten Tiger, bereits zu entblößen wagt!

Ich ziele hiermit auf das, was der Hr. Hauptpastor S. 79 und 80 über diesen Punkt sagt: und wer es noch nicht riecht, wohin alle die Einschränkungen und Bedingungen abzielen, mit und unter welchen es vergönnt bleiben könne, Einwürfe gegen die Religion zu machen: der hat den Schnupfen ein wenig zu stark.

„Verständigen, – heißt es alldort – verständigen und gesetzten Männern kann es vergönnt bleiben, bescheidene Einwürfe gegen die christliche Religion, und selbst gegen die Bibel zu machen.“ – Aber von wem soll die Entscheidung abhängen, wer ein gesetzter und verständiger Mann ist? Ist der bloß ein verständiger Mann, der Verstand genug hat, die Verfolgung zu

erwägen, die er sich durch seine Freimüthigkeit zuziehen würde? Ist der bloß ein gesetzter Mann, der gern in dem bequemen Lehnstuhle, in den ihn sein Amt gesetzt hat, ruhig sitzen bliebe, und daher herzlich wünscht, daß auch andere, wenn sie schon so weich nicht sitzen, dennoch eben so ruhig sitzen bleiben möchten? Sind nur das bescheidene Einwürfe, die sich bescheiden, der Sache nicht ans Leben zu kommen? die sich bescheiden, nur so weit sich zu entwickeln, als ohngefähr noch eine Antwort abzusehen ist?

Das letztere muß wohl. Denn der Herr Hauptpastor fährt fort: „Es wird solches nötig sein, um die Lehrer in Athem zu erhalten“ – So? nur darum? So soll alle Bestreitung der Religion nur eine Schulübung, nur ein Spiegelgefechte sein? Sobald der Präses dem Opponenten einen Wink gibt; sobald der Opponent merkt, daß der Respondent nichts zu antworten haben werde, und daß den Herrn Präses zu sehr hungert, als daß dieser selbst, mit gehöriger Ruhe und Umständlichkeit, darauf antworten könne, muß die Disputation aus seyn? müssen Präses und Opponent freundschaftlich mit einander zum Schmause eilen? – Doch wohl, nein; denn der Herr Hauptpastor setzt ja noch hinzu: „und um solche Zeiten der Ruhe zu verhüten, unter welchen die Christenheit von dem 9ten bis zum 15ten Jahrhundert beinahe völlig zu Grunde gegangen wäre.“ – Vortrefflich! Aber weiß der Herr Hauptpastor wohl, daß selbst in diesen barbarischen Zeiten doch noch mehr Einwürfe gegen die christliche Religion gemacht wurden, als die Geistlichen zu beantworten Lust hatten? Bedenkt er wohl, daß diese Zeiten nicht darum der christlichen Religion so verderblich wurden, weil niemand Zweifel hatte, sondern darum, weil sich niemand damit an das Licht getrauen durfte? darum, weil es Zeiten waren, wie der Herr Hauptpastor will, daß unsere werden sollen?

★ ★ ★

Anti-Goeze.

Cognitio veritatis omnia falsa, si modo proferantur,
etiam quae prius inaudita erant, et dijudicare et
subvertere idonea esti.

Augustinus ad Dioscorum

FÜNFTER.

O glückliche Zeiten, da die Geistlichkeit noch alles in allem war, – für uns dachte und für uns aß! Wie gern brächte euch der Herr Hauptpastor im Triumphe wieder zurück! Wie gern möchte er, daß sich Deutschlands Regenten zu dieser heilsamen Absicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen süß und sauer, er stellt ihnen Himmel und Hölle vor. Nun, wenn sie nicht hören wol-

len, – so mögen sie fühlen. Witz und Landessprache sind die Mistbeete, in welchen der Same der Rebellion so gern und so geschwind reift. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravailac, Damiens sind nicht in den Beichtstühlen, sind auf dem Parnasse gebildet.

Doch auf diesem Gemeinorte des Herrn Hauptpastors lasse ich mich wohl wieder ein andermal treffen. Jetzt will ich nur, wem es noch nicht klar genug ist, vollends klar machen, daß Herr Goeze schlechterdings nicht gestattet, was er zu gestatten scheint; und daß eben das die Klauen sind, die der Tiger nur in das hölzerne Gitter schlagen zu können, sich so ärgert.

Ich sage nämlich: es ist mit seiner Erlaubnis, Einwürfe gegen Religion und Bibel, gegen das, was er Religion und Bibel nennt, machen zu dürfen, nur Larifari. Er gibt sie und gibt sie nicht, denn er verlausuliert sie von allen Seiten so streng und rabulistisch, daß man sich, Gebrauch davon zu machen, wohl hüten muß.

Die Clausel, in Ansehung der Sprache, habe ich genugsam beleuchtet. Auch habe ich die Clausel in Ansehung der Personen und der Absicht, berührt. Aber noch ist die Clausel in Ansehung der Punkte selbst übrig, welche die Einwürfe nur sollen treffen können; und diese verdient um so mehr, daß wir uns einen Augenblick dabei verweilen, je billiger sie klingt, je weniger man, dem ersten Ansehen nach, etwas dagegen einzuwenden haben sollte.

„Nur müßte, sind die Worte des Herrn Hauptpastors, der angreifende Theil die Freiheit nicht haben, die heiligen Männer Gottes, von welchen die ganze Christenheit glaubt, daß sie geredet und geschrieben haben, getrieben von dem heiligen Geiste, als Dummköpfe, als Bösewichter, als Leichenräuber zu lästern.“

Wie gesagt, dieses klingt so billig, daß man sich fast schämen sollte, eine Erinnerung dagegen zu machen. Und doch ist es im Grunde mehr nicht, als Pfiff, oder Armseligkeit. Denn verstehen wir uns nur erst recht!

Will der Herr Hauptpastor bloß, daß der angreifende Theil die Freiheit nicht haben müßte, dergleichen Schimpfworte, als er ihm in den Mund legt, anstatt aller Gründe, zu gebrauchen? Oder will er zugleich, daß der angreifende Theil auch die Freiheit nicht haben müßte, solche Dinge und Tatsachen zu berühren, aus deren Erweisung erst folgen würde, daß den Aposteln jene Benennungen gewissermaßen zukommen? Das ist die Frage, deren er sich wohl nicht versehen hat.

Will er bloß jenes, so ist seine Forderung höchst gerecht; aber sie betrifft eine Armseligkeit, über die sich der Christ lieber hinwegsetzt. Leere Schimpfworte bringen ihn nicht auf; sie mögen wider ihn selbst oder wider seinen Glauben gerichtet sein. Ruhige Verachtung ist alles, was er ihnen entgegen setzt. Wehe seinem Gegner, der nichts anders hat, womit er ihn bestreite, und ihn doch bestreitet! –

Will der Herr Hauptpastor aber auch zugleich dieses: so geht er mit Pfiffen um, deren sich nur eine theologische Memme schuldig macht; und jeder muß sich ihm widersetzen, dem die Wahrheit der christlichen Religion am Herzen liegt. – Denn wie? So hat die christliche Religion kranke Stellen, die schlechterdings keine Betastung dulden? die man selbst der Luft nicht auslegen darf? Oder hat sie keine solche Stellen, warum sollen ihre Freunde immer und ewig den Vorwurf hören, „daß man nur nicht alles sagen dürfe, was man gegen sie sagen könnte?“ Dieser Vorwurf ist so erniedrigend, ist so marternd! Ich wiederhole es: nur eine theologische Memme kann ihm nicht ein Ende gemacht zu sehen wünschen, kann durch ihr Betragen länger dazu berechtigen. Nicht, daß mir der Theologische Renommist lieber wäre, welcher mitten vom Pflaster dem leutescheuen Freigeiste, der sich an den Häusern hinschleicht, ein Schnippchen schlägt, und trotzig zuruft: „komm heraus, wenn du was hast!“ Ich kann beide nicht leiden; und das sonderbarste ist, daß auch hier nicht selten Memme und Renommist in Einer Person sind. Sondern ich glaube, daß der wahre Christ weder den einen noch den andern spielt, zu mißtrauisch auf seine Vernunft; zu stolz auf seine Empfindung. –

So viel gegen die Forderung des Herrn Hauptpastors, im Allgemeinen betrachtet. Ich komme auf den einzeln Fall, den er dabei im Sinne hat. Denn mein Ungenannter muß es doch wohl sein sollen, der sich einer Freiheit bedient, die er nicht haben müßte.

Aber wo hat er sich denn ihrer bedient? Wo hat er denn die Apostel als Dummköpfe, Bösewichter, Leichenräuber gelästert? Ich biete dem Herrn Hauptpastor Trotz, mir eine einzige Stelle in den Fragmenten zu zeigen, wo er mit solchen Ehrentiteln um sich wirft. Der Herr Hauptpastor sind es einzig und allein selbst, dem sie hier zuerst über die Zunge oder aus der Feder, – zuerst in die Gedanken gekommen. Er, er mußte im Namen des Ungenannten die Apostel lästern, damit er den Ungenannten lästern könne.

Und daß man ja nicht glaube, als ob ich meinen Ungenannten bloß damit schützen wolle, daß jene Ehrentitel nicht buchstäblich bei ihm zu finden! Mein Ungenannter hat sogar nichts von den Aposteln positiv behauptet, was sie derselben würdig machen könnte, nirgends ihnen den Gehalt derselben gerade auf den Kopf zugesagt.

Es ist nicht wahr, daß mein Ungenannter schlechthin sagt: „Christus ist nicht auferstanden, sondern seine Jünger haben seinen Leichnam gestohlen.“ Er hat die Apostel dieses Diebstahls weder überwiesen, noch überweisen wollen. Er sah zu wohl ein, daß er sie dessen nicht überweisen könne. Denn ein Verdacht, selbst ein höchstwahrscheinlicher Verdacht, ist noch lange kein Beweis.

Mein Ungenannter sagt bloß: dieser Verdacht, welchen sein Gehirn nicht ausgebrütet, welcher sich aus dem Neuen Testamente selbst herschreibt, dieser Verdacht sei durch die Erzählung des Matthäus von Bewahrung des Grabes, nicht so völlig gehoben und widerlegt, daß er nicht noch immer

wahrscheinlich und glaublich bleibe; indem besagte Erzählung nicht allein ihrer innern Beschaffenheit nach höchst verdächtig, sondern auch ein *απαξ λεγόμενον* sey, dergleichen in der Geschichte überhaupt nicht viel Glauben verdiene; und hier destoweniger, weil sich selbst diejenigen nie darauf zu berufen getraut, denen an der Wahrheit derselben am meisten gelegen gewesen.

Wer sieht nun nicht, daß es sonach hier weniger auf die Wahrheit der Sache, als auf die glaubwürdige Art der Erzählung ankömmt? Und da die Erzählung einer sehr wahren Sache sehr unglaublich sein kann: wer erkennt nicht, daß diese Unglaublichkeit jener Wahrheit nur in so weit präjudiziert, als man die Wahrheit einzig und allein von der Erzählung will abhängen lassen?

Doch gesetzt auch, mein Ungenannter hätte sich in diesen Grenzen nicht gehalten, er hätte nicht bloß zeigen wollen, was jeder gute Katholik ohne Anstoß glauben und behaupten kann, daß in der schriftlichen Erzählung der Evangelisten und Apostel einzig und allein, gewisse heilige Begebenheiten so ungezweifelt nicht erscheinen, daß sie nicht noch einer anderweitigen Bekräftigung bedürfen; gesetzt, er hätte das wahrscheinliche für wahr, das glaubliche für unleugbar gehalten, er hätte es schlechterdings für ausgemacht gehalten, daß die Apostel den Leichnam Jesu entwendet: so bin ich auch sodann noch überzeugt, daß er diesen Männern, durch welche gleichwohl so unsäglich viel Gutes in die Welt gekommen, wie er selbst nicht in Abrede ist, daß er, sage ich, diesen uns in aller Absicht so teuren Männern, die schimpflichen Namen Betrüger, Bösewichter, Leichenräuber würde erspart haben, die dem Herrn Hauptpastor so geläufig sind.

Und zwar würde er sie ihnen nicht bloß aus Höflichkeit erspart haben; nicht bloß aus Besorglichkeit, das Kalb, wie man zu sagen pflegt, zu sehr in die Augen zu schlagen: sondern er würde sie ihnen erspart haben, weil er überzeugt sein mußte, daß ihnen zu viel damit geschähe.

Denn wenn es schon wahr ist, daß moralische Handlungen, sie mögen zu noch so verschiedenen Zeiten, bei noch so verschiedenen Völkern vorkommen, in sich betrachtet immer die nämlichen bleiben: so haben doch darum die nämlichen Handlungen nicht immer die nämlichen Benennungen, und es ist ungerecht, irgend einer eine andere Benennung zu geben, als die, welche sie zu ihren Zeiten, und bei ihrem Volk zu haben pflegte.

Nun ist es erwiesen und ausgemacht, daß die ältesten und angesehensten Kirchenväter einen Betrug, der in guter Absicht geschieht, für keinen Betrug gehalten, und diese nämliche Denkart den Aposteln beizulegen, sich kein Bedenken gemacht haben. Wer diesen Punct von einem unverdächtigen Theologen selbst, belegt und aufs Reine gebracht lesen will, der lese Ribovs Programm de Oeconomia patrum. Die Stellen sind unwidersprechlich, die Ribov daselbst mit Verschwendung zusammen trägt, um zu beweisen, daß die Kirchenväter fast ohne Ausnahme der festen Meinung gewesen, *integrum omnino Doctoribus et coetus Christiani Antistitibus esse, ut dolos versent, falsa veris intermisceant*

et imprimis religionis hostes fallant, dummodo veritatis commodis et utilitati inserviant. Auch sind die Stellen der andern Art, wo die Kirchenväter den Aposteln selbst eine dergleichen οκovoμια, eine dergleichen falsitatem dispensativam beilegen, eben so unleugbar. Was Hieronymus unter andern vom heil. Paulus versichert, ⁹⁾ ist so naiv, daß es dem naiven Ribov selbst auffällt, darum aber nicht weniger die wahre Meinung des Hieronymus bleibt.

Man sage nicht, daß diese uns jetzt so befremdende Vorstellung von der Aufrichtigkeit der ersten Kirchenväter und Apostel, bloße Vortheile der Auslegungskunst, bloßen Wörterkram betreffe. Worte und Handlungen liegen nicht so weit auseinander, als man insgemein glaubt. Wer fähig ist, eine Schriftstelle wider besser Wissen und Gewissen zu verdrehen, ist zu allem andern fähig; kann falsch Zeugnis ablegen, kann Schriften unterschieben, kann Tatsachen erdichten, kann zu Bestätigung derselben jedes Mittel für erlaubt halten.

Gott bewahre mich, daß ich zu verstehen geben sollte, daß die Apostel zu diesem allem fähig gewesen, weil sie die Kirchenväter zu einem für fähig gehalten! Ich will nur die Frage veranlassen: ob in eben dem Geiste, in welchem wir itzt in Ansehung dieses einen über sie urtheilen, ein billiger Mann allenfalls nicht auch in Ansehung des übrigen urtheilen müßte, wenn es ihnen wirklich zur Last fiel?

Und so ein billiger Mann war mein Ungenannter allerdings. Er hat keine Schuld, die in leichtem Gelde gemacht war, in schwerem wiedergefordert. Er hat kein Verbrechen, welches unter nachsehenderen Gesetzen begangen war, nach späteren geschärfteren Gesetzen gerichtet. Er hat keine Benennung, die dem Abstracto der That zu ihrer Zeit nicht zukam, dem Concreto des Thäters zu unsrer Zeit beigelegt. Er hat immer in seinem Herzen dafür halten können, daß wir betrogen sind: aber er hat sich wohl gehütet zu sagen, daß wir von Betrügern betrogen sind.

Vielmehr spielt jeder, welcher meinen Ungenannten dieses letztere sagen läßt, weil er ihn überführen kann, daß er das erstere geglaubt habe, selbst einen Betrug, um einen Pöbel in Harnisch zu bringen, der keinen Unterschied zu machen fähig ist. Ob aber diese Absicht auch zu den Absichten gehört, die einen Betrug entschuldigen, das lasse ich dahin gestellt sein. Ich sehe wenigstens den Nutzen, der daraus entspringen soll, noch nicht ein; und ich muß erst erfahren, ob selbst der Pöbel jetziger Zeit nicht schon klüger und vernünftiger ist, als die Prediger, die ihn so gern hetzen möchten.

Herr Goeze weiß sehr wohl, daß mein Ungenannter eigentlich nur behauptet, daß die Apostel es ebenfalls gemacht, wie es alle Gesetzgeber, alle Stifter neuer Religionen und Staaten zu machen für gut befunden. Aber das fällt dem Pöbel, für den er schreibt und prediget, nicht so recht auf. Er spricht also mit dem Pöbel die Sprache des Pöbels, und schreiet, daß mein Ungenannter die Apostel als Betrüger und Bösewichter lästere. – Das klingt! das thut Wirkung! – Vielleicht, wie gesagt, aber auch nicht. Denn auch der geringste Pöbel, wenn er nur von seiner Obrigkeit gut gelenkt wird,

wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, gesitteter, besser, anstatt, daß es bei gewissen Predigern ein Grundgesetz ist, auf dem nämlichen Punkte der Moral und Religion immer und ewig stehen zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren standen. Sie reißen sich nicht von dem Pöbel, – aber der Pöbel reißt sich endlich von ihnen los.

★ ★ ★

Anti-Goeze.

Non leve est, quod mihi impingit tantae urbis pontifex.
Hieron. adv. Ruffinum

SECHSTER.

Ich habe erwiesen, (Anti-Goeze III.) daß die Vortheile, welche die Religion objective aus den Zweifeln und Einwürfen zieht, mit welchen die noch ununterjochte Vernunft gegen sie angeht, so wesentlich und groß sind, daß aller subjektive Nachtheil, der daraus mehr befürchtet wird, als daß er wirklich daraus entstehe, in keine Betrachtung zu kommen verdient, welches auch schon daher klar ist, weil der subjektive Nachtheil nur so lange dauert, bis der objective Vortheil sich zu äußern beginnt, in welchem Augenblicke sofort objektiver Vortheil auch subjektiver Vortheil zu werden anfängt. – Ich habe erwiesen, daß sonach die Kirche, welche ihr wahres Beste versteht, sich nicht einfallen lassen kann, die Freiheit, die Religion zu bestreiten, auf irgend eine Weise einzuschränken; weder in Ansehung der Sprache noch in Ansehung der Personen einzuschränken, von welchen allein und in welcher allein die Bestreitung geschehen dürfe. (A. G. IV.) – Ich habe erwiesen, daß am wenigsten eine Ausnahme von Punkten gemacht werden dürfe, welche die Bestreitung nicht treffen solle (A. G. V.); indem dadurch ein Verdacht entstehen würde, welcher der Religion sicherlich mehr Schaden brächte, als ihr die Bestreitung der ausgenommenen Punkte nur immer bringen könnte. –

Wenn nun hieraus erhellet, daß die Kirche auch nicht einmal das Recht muß haben wollen, die Schriften, die gegen sie geschrieben worden, von welcher Beschaffenheit sie auch seyn mögen, in ihrer Geburt zu ersticken, oder zu ihrer Geburt gar nicht gelangen zu lassen; es sey denn durch die bessere Belehrung ihrer Urheber; wenn selbst diese Urheber, in welchen sie nur den Irrthum verfolgt, alle die Schonung von ihr genießen, welche man denjenigen so gern widerfahren läßt, die uns wider ihren Willen, der nur auf unser Verderben geht, Gutes erzeigen: wie kann sie den für ihren Feind erkennen, in welchem sie nicht einmal den eigenen Irrthum zu verfolgen hat,

welcher bloß fremde Irrthümer bekannt macht, um ihr den daraus zu erwartenden Vortheil je eher je lieber zu verschaffen? Wie kann der Herausgeber eines freigeisterischen Buches eine Ahndung von ihr zu besorgen haben, mit der sie nicht einmal den Verfasser desselben ansehen würde?

Als Hieronymus eine, seinem eignen Urtheile nach, der wahren christlichen Religion höchst verderbliche Schrift aus dem Griechischen übersetzte – Es waren des Origenes Bücher περί αρχών. Man merke wohl, übersetzte! Und übersetzen ist doch wohl mehr, als bloß herausgeben – Als er diese gefährliche Schrift in der Absicht übersetzte, um sie von den Verkleisterungen und Verstümmelungen eines andern Uebersetzers, des Ruffinus, zu retten, d.i. um sie ja in ihrer ganzen Stärke, mit allen ihren Verführungen, der Lateinischen Welt vorzulegen; und ihm hierüber eine gewisse schola tyrannica Vorwürfe machte, als habe er ein sehr strafbares Ärgernis auf seiner Seele: was war seine Antwort? O impudentiam singularem! Accusant medicum, quod venena prodiderit. – Nun weiß ich freilich nicht, was er mit jener schola tyrannica eigentlich sagen wollen. Und es wäre doch erstaunlich, wenn es auch damals schon unter den christlichen Lehrern Leute gegeben hätte, wie Goezel! – Aber eine ähnliche Antwort habe ich doch schon für mich auch gegeben. ¹⁰⁾ „Weil ich das Gift, das im Finstern schleicht, dem Gesundheitsrate anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben?“

Freilich, als ich die Fragmente heraus zu geben anfing, wußte ich, oder äußerte ich doch, den Umstand noch nicht, den ich zur Entschuldigung eines Unternehmens, bei welchem ich darauf keine Rücksicht nahm oder nehmen konnte, hier brauchen zu wollen scheine. Ich wußte oder äußerte noch nicht, daß das Buch ganz vorhanden sey, an mehrern Orten vorhanden sey, und in der Handschrift darum keinen geringern Eindruck mache, weil der Eindruck nicht in die Augen falle. Aber ich scheine auch nur, mich dieses Umstandes zu meiner Rechtfertigung bedienen zu wollen.

Ich bin ohne ihn dadurch gerechtfertigt genug, daß ich, als ich einmal eine sehr unschuldige Stelle aus dem Werke meines Ungenannten gelegentlich bekannt gemacht hatte, aufgefordert wurde, mehr daraus mitzuteilen. Ja ich will noch mehr Blöße geben.

Ich will gerade zu bekennen, daß ich auch ohne alle Aufforderung würde gethan haben, was ich gethan habe. Ich würde es vielleicht nur etwas später gethan haben.

Denn einmal habe ich nun eine ganz abergläubische Achtung gegen jedes geschriebene, und nur geschrieben vorhandene Buch, von welchem ich erkenne, daß der Verfasser die Welt damit belehren oder vergnügen wollen. Es jammert mich, wenn ich sehe, daß Tod oder andere dem thätigen Manne nicht mehr und nicht weniger willkommene Ursachen, so viel gute Absichten vereiteln können; und ich fühle mich so fort in der Befassung, in welcher sich jeder Mensch, der dieses Namens noch würdig ist, bei Erblickung eines ausgesetzten Kindes befindet. Er begnügt sich nicht, ihm nur nicht vollends den Garaus zu machen; es unbeschädigt und ungestört da liegen zu lassen,

wo er es findet: er schafft oder trägt es in das Findelhaus, damit es wenigstens Taufe und Namen erhalte. Eines denn freilich wohl lieber als das andere: nach dem ihm das eine mehr angelächelt, als das andere; nach dem ihm das eine den Finger mehr gedrückt, als das andere.

Gerade so wünschte ich wenigstens – Denn was wäre es nun, wenn auch darum noch so viel Lumpen mehr, dergestalt verarbeitet werden müßten, daß sie Spuren eines unsterblichen Geistes zu tragen fähig würden? – wünschte ich wenigstens, alle und jede ausgesetzte Geburten des Geistes, mit eins in das große für sie bestimmte Findelhaus der Druckerei bringen zu können, und wenn ich deren selbst nur wenige wirklich dahin bringe, so liegt die Schuld gewiß nicht an mir allein. Ich thue was ich kann; und jeder thue nur eben so viel. Selbst die Ursache liegt oft in mir nicht allein, warum ich eher diese als jene hinbringe, warum ich mir von dem gesunden und freundlichen Findlinge den Finger umsonst muß drücken lassen, sondern es wirken auch hier meistens so viel kleine unmerkliche Ursachen zusammen, daß man mit Recht sagen kann, habent sua fata libelli.

Aber nie habe ich diese meine Schwachheit, – wodurch ich, ich weiß nicht ob ich sagen soll, zum Bibliothekar geboren, oder zum Bibliothekar von der Natur verwarloset bin, – nie habe ich diese meine Schwachheit denken können, ohne meine individuelle Lage glücklich zu preisen. Ich bin sehr glücklich, daß ich hier Bibliothekar bin, und an keinem andern Orte. Ich bin sehr glücklich, das ich dieses Herrn Bibliothekar bin, und keines andern. –

Unter den heidnischen Philosophen, welche in den ersten Jahrhunderten wider das Christentum schrieben, muß ohne Zweifel Porphyrius der gefährlichste gewesen sein, so wie er, aller Vermutung nach, der scharfsinnigste und gelehrteste war. Denn seine 15 Bücher *κατα χριστιανων* sind, auf Befehl des Constantinus und Theodosius, so sorgsam zusammengesucht und vernichtet worden, daß uns auch kein einziges kleines Fragment daraus übrig geblieben. Selbst die dreißig und mehr Verfasser, die ausdrücklich wider ihn geschrieben hatten, worunter sich sehr große Namen befinden, sind darüber verloren gegangen; vermutlich weil sie zu viele und zu große Stellen ihres Gegners, der nun einmal aus der Welt sollte, angeführet hatten. – Wenn es aber wahr seyn sollte, was Isaac Vossius den Salvius wollen glauben machen ¹¹⁾, daß dem uhngeachtet noch irgendwo ein Exemplar dieser so fürchterlichen Bücher des Porphyrius vorhanden sei; in der Mediceischen Bibliothek zu Florenz nämlich, wo es aber so heimlich gehalten werde, daß niemand es lesen, niemand das geringste der Welt daraus mittheilen dürfe: wahrlich, so möchte ich dort zu Florenz nicht Bibliothekar sein, und wenn ich Großherzog zugleich sein könnte. Oder vielmehr, ich möchte es nur unter dieser Bedingung seyn, damit ich ein der Wahrheit und dem Christenthume so nachteiliges Verbot geschwind aufheben, geschwind den Porphyrius in meinem herzoglichen Palaste drucken lassen, und geschwind das Großherzogthum, welches mir jetzt schon im Gedanken zur Last ist, geschwind wieder an seine Behörde abgeben könnte. –

Abälard ist der Mann, den ich oben ¹²⁾ in Gedanken hatte, als ich sagte, daß selbst in jenen barbarischen Zeiten mehr Einwürfe gegen die Religion gemacht worden, als die Mönche zu beantworten Lust hatten, die beliebter Kürze und Bequemlichkeit wegen, den nur gleich zu allen Teufeln zu schicken bereit waren, der sich mit seinen Einwürfen an das Licht wagte. Denn sollte man wohl glauben, daß Trotz den Streitigkeiten, welche der heil. Bernhardus dem Abälard gegen verschiedene seiner Schriften erregte; Trotz der Sammlung, welche Amboise mit seiner nicht geringen Gefahr von den Schriften des Abälards machte; Trotz den Nachlesen, welche Martene und Durand und B. Petz zu dieser Sammlung gehalten haben, uns doch noch dasjenige Werk des Abälard mangelt, aus welchem die Religionsgesinnungen desselben vornehmlich zu ersehen seyn müßten. D'Achery hatte es, ich weiß nicht in welcher Bibliothek gefunden, hatte eine Abschrift davon genommen, und war Willens, es drucken zu lassen. Aber D'Achery ging oder mußte mit andern Gelehrten – auch Benediktinern ohne Zweifel – vorher noch darüber zu Rate gehen, und so konnte aus dem Druck nichts werden; die glücklich aufgefundene Schrift des Abälard, in quo, genio suo indulgens, omnia christianae religionis mysteria in utramque partem versat, ward zu ewigen Finsternissen verdammet ¹³⁾. Die Abschrift des D'Achery kam in die Hände des Martene und Durand; und diese, welche so viel historischen und theologischen Schund dem Untergange entrissen hatten, hatten eben so wenig das Herz, noch ein bißchen Schund mehr der Welt aufzubewahren; weil es doch nur philosophischer Schund war. – Arme Scharteke! Gott führe dich mir in die Hände, ich lasse dich so gewiß drucken, so gewiß ich kein Benediktiner bin! – Aber wünschen einer zu sein, konnte ich fast, wenn man nur als ein solcher mehr dergleichen Manuscripte zu sehen bekäme. Was wäre es, wenn ich auch gleich das erste Jahr wieder aus dem Orden gestoßen würde?

Und das würde ich gewiß. Denn ich würde zu viel wollen drucken lassen, wozu mir der Orden den Vorschub verweigerte. Der alte Lutheraner würde mich noch zu oft in den Nacken schlagen; und ich würde mich nimmermehr bereden können, daß eine Maxime, welche der päpstischen Hierarchie so zuträglich ist, auch dem wahren Christenthume zuträglich sein könne.

„Doch das alles heißt ja nur eine Missethat durch das Jucken entschuldigen wollen, welches man, sie zu begehen, unwiderstehlich fühlt. Wenn es denn deine Schwachheit ist, dich verlassener Handschriften anzunehmen, so leide auch für deine Schwachheit. Genug, von dieser Handschrift hätte schlechterdings nichts müssen gedruckt werden, weil sie wenigstens eben so schlimm ist, als das Toldos Jeschu.“

Wohl angemerkt! Und also hätte auch wohl Toldos Jeschu nicht müssen gedruckt werden? Also waren die, welche es unter uns bekannt, und durch den Druck bekannt machten, keine Christen? Freilich war der, welcher es den Christen zuerst gleichsam unter die Nase rieb, nur ein getaufter Jude. Aber Porchetus? Aber Luther? Und Wagenseil, der sogar das Hebräische Original retten zu müssen glaubte! O der unbesonnene, der heimtückische Wagenseil! Sonst bekam unter tausend Juden kaum einer Toldos Jeschu zu lesen: nun können es alle lesen. Und was er auch sonst noch einmal vor

dem Richterstuhl Gottes schwer wird zu verantworten haben, der böse Wagenseil! Aus seiner Ausgabe hat der abscheuliche Voltaire seine scurrilen Auszüge gemacht, die er zu machen wohl unterlassen haben würde, wenn er das Buch erst in den alten Drucken des Raimundus oder Porchetus hätte aufsuchen müssen. –

Nicht wahr, Herr Hauptpastor? Ich setze hinzu: die er zu machen auch wohl gar hätte müssen bleiben lassen, wenn Wagenseil das Lästerbuch anstatt hebräisch und lateinisch, hebräisch und deutsch hätte drucken lassen. Das wäre denn ein kleines Exempelchen, von welchem allgemeinen Nutzen es ist, wenn die Schriften wider die Religion nur lateinisch zu haben sind. Nicht wahr, Herr Hauptpastor?

Indes, Herr Hauptpastor, hat doch Wagenseil, in der weitläufigen Vorrede zu seinen *Telis igneis Satanae*, sein Unternehmen so ziemlich gut verteidigt. Und wollen Sie wohl erlauben, daß ich nur eine einzige Stelle daraus hersetze, in welcher auch ich mit eingeschlossen zu sein glaube? Es ist die, welche den Hauptinhalt der ganzen Vorrede in wenig Worte faßt. *Neque vero, non legere tantum Haeticorum scripta, sed et opiniones illorum manifestare, librorumque ab iis compositorum, sive fragmenta aut compendia, sive integrum contextum, additis quidem plerumque confutationibus, aliquando tamen etiam sine iis, publice edere, imo et blasphemias impiorum hominum recitare, viri docti pique olim et nunc fas esse arbitrati sunt.*

★ ★ ★

Anti-Goeze.

Ne hoc quidem nudum est intuendum, qualem
causam vir bonus, sed etiam quare, et qua
mente defendat.
Quinctilianus

SIEBENTER.

Aber der Herr Pastor wird ärgerlich werden, daß ich ihm so Schritt vor Schritt auf den Leib rücke, um ihn endlich in dem Winkel zu haben, wo er mir nicht entwischen kann. Er wird schon jetzt, ehe ich ihn noch ganz umzingelt habe, mir zu entwischen suchen, und sagen: „Ei, wer spricht denn auch von dem bloßen Drucke? Der ließe sich freilich noch so so beschönigen. Das eigentliche Verbrechen steckt da, daß der Herausgeber der Fragmente zugleich die Advocatur des Verfassers übernommen hat.“

Advocatur? Die Advocatur des Verfassers? – Was hatte denn mein Ungenannter für eine Advocatur, die ich an seiner Statt übernommen? Die Advoca-

catur ist die Befugnis, vor gewissen Gerichten gewisse Rechtshändel führen zu dürfen. Daß mein Ungenannter irgendwo eine solche Befugnis gehabt habe, wüßte ich gar nicht. – Es wäre denn, daß man seine Befugnis, den gesunden Menschenverstand vor dem Publico zu verteidigen, darunter verstehen wolle. Doch diese Befugnis hat ja wohl ein jeder von Natur, gibt sich ja wohl ein jeder von selbst; braucht keiner erst lange von dem andern zu übernehmen. Sie ist weder eine Fleischbank, noch ein Pastorat.

Doch dem guten Herrn Hauptpastor die Worte so zu mäkeln! So genau bei ihm auf das zu sehn, was er sagt, und nicht vielmehr auf das, was er sagen will? Er will sagen, daß ich übernommen, der Advocat des Ungenannten zu sein; mich zum Advocaten des Ungenannten aufgeworfen. Das will er sagen; und ich wette zehne gegen eins, daß ihn kein Karrenschieber anders versteht. –

So habe er es denn auch gesagt! – Wenn ich nur sähe, wo der Weg nun weiter hinginge. Denn auch hier laufen Straßen nach allen Gegenden des Himmels. – Freilich, wenn ich wüßte, was für einen Begriff der Herr Hauptpastor von seinem Advocaten sich mache: so wollte ich den geraden Weg, in seine Gedanken einzudringen, bald finden. –

Sollte der Herr Hauptpastor wohl Wundershalben hier einmal gar den rechten Begriff sich machen? Sollte er wohl gar den wahren Advocaten kennen und meinen? den ehrlichen Mann unter diesem Namen meinen, der der Gesetze genau kundig ist, und keinen Handel übernimmt, als solche von deren Gerechtigkeit er überzeugt ist? – Nein, nein, den kann er nicht meinen. Denn ich habe nirgend gesagt, daß ich die ganze Sache meines Ungenannten, völlig so wie sie liegt, für gut und wahr halte. Ich habe das nie gesagt, vielmehr habe ich gerade das Gegenteil gesagt. Ich habe gesagt und erwiesen, daß wenn der Ungenannte auch noch in so viel einzeln Punkten Recht habe und Recht behalte, im Ganzen dennoch daraus nicht folge, was er daraus folgern zu wollen scheine.

Ich darf kühnlich hinzusetzen, was einer Art von Prahlerei ähnlich sehen wird. Genug, daß billige Leser Fälle kennen, wo dergleichen abgedrungene Prahlerei nötig ist; und Leser von Gefühl wohl empfinden, daß ich mich hier in einem nicht der geringsten dieser Fälle befinde. – Ich habe es nicht allein nicht ausdrücklich gesagt, daß ich der Meinung meines Ungenannten zugehan sey: ich habe auch bis auf den Zeitpunkt, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das geringste geschrieben, oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte aussetzen könnte, ein heimlicher Feind der christlichen Religion zu sein. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geschrieben, in welchen ich nicht allein die Christliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem besten Lichte gezeigt, sondern auch die christlichlutherische orthodoxe Religion insbesondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge verteidiget habe.

Diese Kleinigkeiten kennt der Herr Hauptpastor größtenteils selbst, und er hat mir ehemals mündlich und gedruckt seinen Beifall darüber zu bezei-

gen beliebt. Wie erkennt er denn nun erst auf einmal den Teufel in mir, der sich, wo nicht in einen Engel des Lichts, doch wenigstens in einen Menschen von eben nicht dem schlimmsten Schlage verstellt hatte? Sollte ich wirklich umgeschlagen seyn, seitdem ich die nämliche Luft mit ihm nicht mehr athme? Sollten mich mehrere und bessere Kenntnisse und Einsichten, die ich seit unsrer Trennung zu erlangen, eben so viel Begierde als Gelegenheit gehabt habe, nur kurzsichtiger und schlimmer gemacht haben? Sollte ich an der Klippe, die ich in dem stürmischen Alter brausender Aufwallungen vermieden habe, jetzt erst nachlässig scheitern, da sanftere Winde mich dem Hafen zutreiben, in welchem ich eben so freudig zu landen hoffe, als Er? – Gewiß nicht, gewiß nicht; ich bin noch der nämliche Mensch: aber der Herr Hauptpastor betrachtet mich nicht mehr mit dem nämlichen Auge. Die Galle hat sich seiner Sehe bemeistert, und die Galle trat ihm über – Wodurch? Wer wird es glauben, wenn ich es erzähle! *Tantaene animis coelestibus irae?* – Doch ich muß meinen Nachtschiff nicht vor der Suppe aufzehren.

Ich komme auf die Advocatur zurück und sage: der wahre eigentliche Advocat meines Ungenannten, der mit seinem Clienten über den anhängigen Streit Ein Herz und Eine Seele wäre, bin ich also nicht, kann ich also nicht sein. Ja, ich kann auch nicht einmal der sein, der von der Gerechtigkeit der Sache seines Clienten nur eben einen kleinen Schimmer hat, und sich dennoch, entweder aus Freundschaft oder aus andern Ursachen, auf gutes Glück mit ihm auf das Meer der Chicane begibt; fest entschlossen, jeden Windstoß zu nutzen, um ihn irgendwo glücklich ans Land zu setzen. Denn der Ungenannte war mein Freund nicht; und ich wüßte auch sonst nichts in der Welt, was mich bewegen können, mich lieber mit seinen Handschriften, als mit funfzig andern abzugeben, die mir weder so viel Verdruß noch so viel Mühe machen würden, wenn es nicht das Verlangen wäre, sie so bald als möglich, sie noch bei meinen Lebzeiten widerlegt zu sehen.

Bei Gott! die Versicherung dieses Verlangens, weil ich bis jtzzt noch wenig Parade damit machen wollen, ist darum keine leere Ausflucht. Aber freilich eigennützig ist dieses Verlangen; höchst eigennützig. Ich möchte nämlich gar zu gern, selbst noch etwas von der Widerlegung mit aus der Welt nehmen. Ich bedarf ihrer. Denn daß ich als Bibliothekar die Fragmente meines Ungenannten las, war nicht mehr als billig; und daß sie mich an mehreren Stellen verlegen und unruhig machten, war ganz natürlich. Sie enthalten so mancherlei Dinge, welche mein Bißchen Scharfsinn und Gelehrsamkeit gehörig auseinander zu setzen, nicht zureicht. Ich sehe hier und da, auf tausend Meilen, keine Antwort; und der Herr Hauptpastor wird sich freilich nicht vorstellen können, wie sehr eine solche Verlegenheit um Antwort ein Wahrheit liebendes Gemüt beunruhiget.

Bin ich mir denn nun nichts? Habe ich keine Pflicht gegen mich selbst, meine Beruhigung zu suchen, wo ich sie zu finden glaube? Und wo konnte ich sie besser zu finden glauben, als bei dem Publicum? Ich weiß gar wohl, daß ein Individuum seine einzelne zeitliche Wohlfahrt der Wohlfahrt mehrerer aufzuopfern schuldig ist. Aber auch seine ewige? Was vor Gott und dem Menschen kann mich verbinden, lieber von quälenden Zweifeln mich

nicht befreien zu wollen, als durch ihre Bekanntmachung Schwachgläubige zu ärgern? – Darauf antworte mir der Herr Hauptpastor. –

Allerdings habe ich keine besondere Erlaubniß gehabt, von den mir anvertrauten literarischen Schätzen auch dergleichen feurige Kohlen der Welt mitzuteilen. Ich habe diese besondere Erlaubniß in der allgemeinen mit eingeschlossen zu sein geglaubt, die mir mein gnädigster Herr zu ertheilen geruht. Habe ich durch diesen Glauben mich seines Zutrauens unwürdig gezeigt: so beklage ich mein Unglück, und bin strafbar. Gern, gern will ich auch der billigen Gerechtigkeit darüber in die Hände fallen: wenn Gott mich nur vor den Händen des zornigen Priesters bewahret!

Und was wird dieser zornige Priester nun vollends sagen, wenn ich bei Gelegenheit hier bekenne, daß der Unbekannte selbst, an das Licht zu treten, sich nicht übereilen wollen. Daß ich ihn schon jetzt an das Licht gezogen, ist nicht allein ohne seinen Willen, sondern wohl gar wider seinen Willen geschehen. Dieses läßt mich der Anfang eines Vorberichts besorgen, der mir unter seinen Papieren allerdings schon zu Gesichte gekommen war, noch ehe ich mich zu dem Dienste seines Einführers in die Welt entschloß. Er lautet also: „Die Schrift, wozu ich hier den Vorbericht mache, ist schon vor vielen Jahren von mir aufgesetzt worden. Jedoch habe ich sie bei Gelegenheit eines öftern Durchlesens an manchen Stellen vermehrt, an andern eingekürzt, oder geändert. Also meine eigene Gemüthsberuhigung war vom ersten Anfange der Bewegungsgrund, warum ich meine Gedanken niederschrieb; und ich bin nachher nimmer auf den Vorsatz geraten, die Welt durch meine Einsichten irre zu machen, oder zu Unruhen Anlaß zu geben. Die Schrift mag im Verborgenen, zum Gebrauch verständiger Freunde, liegen bleiben; mit meinem Willen soll sie nicht durch den Druck gemein gemacht werden, bevor sich die Zeiten mehr aufklären. Lieber mag der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als daß ich ihn, obwohl ohne meine Schuld, mit Wahrheiten ärgern und in einen wütenden Religionseifer setzen sollte. Lieber mag der Weise sich des Friedens halber, unter den herrschenden Meinungen und Gebräuchen schmiegen, dulden und schweigen, als daß er sich und andere durch gar zu frühzeitige Äußerung unglücklich machen sollte. Denn ich muß es zum Voraus sagen, die hierin enthaltenen Sätze sind nicht catechismusmäßig, sondern bleiben in den Schranken einer vernünftigen Verehrung Gottes, und Ausübung der Menschenliebe und Tugend. Da ich aber mir selbst, und meinen entstandenen Zweifeln zureichend Genüge tun wollte: so habe ich nicht umhin können, den Glauben, welcher mir so manche Anstöße gemacht hatte, von Grund aus zu untersuchen, ob er mit den Regeln der Wahrheit bestehen könne, oder nicht.“

Luther und alle Heiligen! Herr Hauptpastor, was haben Sie da gelesen! Nicht wahr? so gar strafbar hätten Sie mich nimmermehr geglaubt? – Der Ungenannte war bei aller seiner Freigeisterei, doch noch so ehrlich, daß er die Welt durch seine Einsichten nicht irre machen wollte: und ich, ich trage kein Bedenken, sie durch fremde Einsichten irre zu machen. Der Ungenannte war ein so friedlicher Mann, daß er zu keinen Unruhen Anlaß geben wollte; und ich, ich setze mich über alle Unruhen hinweg, von welchen Sie,

Herr Hauptpastor, am besten wissen, wie sauer es itzt einem treufleißigen Seelensorger wird, sie auch nur in einer einzigen Stadt zur Ehre unsrer allerheiligsten Religion zu erregen. Der Ungenannte war ein so behutsamer Mann, daß er keinen Menschen mit Wahrheiten ärgern wollte; und ich, ich glaube ganz und gar an kein solches Ärgerniß, fest überzeugt, daß nicht Wahrheiten, die man bloß zur Untersuchung vorlegt, sondern allein Wahrheiten, die man so fort in Ausübung bringen will, den gemeinen Haufen in wütenden Religionseifer zu versetzen fähig sind. Der Ungenannte war ein so kluger Mann, daß er durch allzufrühzeitige Aeüßerungen, weder sich noch andere unglücklich machen wollte: und ich, ich schlage als ein Rasender meine eigene Sicherheit zuerst in die Schanze, weil ich der Meinung bin, daß Aeüßerungen, wenn sie nur Grund haben, dem menschlichen Geschlechte nicht früh genug kommen können. Mein Ungenannter, der ich weiß nicht wenn schrieb, glaubte, daß sich die Zeiten erst mehr aufklären müßten, ehe sich, was er für Wahrheit hielt, öffentlich predigen lasse; und ich, ich glaube, daß die Zeiten nicht aufgeklärter werden können, um vorläufig zu untersuchen, ob das, was er für Wahrheit gehalten, es auch wirklich ist.

Das ist alles wahr, Herr Hauptpastor; das ist alles wahr. Wenn nur bei der löblichen Bescheidenheit und Vorsicht des Ungenannten, nicht so viel Zuversicht auf seinen Erweis, nicht so viel Verachtung des gemeinen Mannes, nicht so viel Mißtrauen auf sein Zeitalter zum Grunde läge! Wenn er nur, zu Folge dieser Gesinnungen, seine Handschrift lieber vernichtet, als zum Gebrauche verständiger Freunde hätte liegen bleiben lassen! – Oder meinen Sie auch, Herr Hauptpastor, daß es gleich viel ist, was die Verständigen im Verborgenen glauben, wenn nur der Pöbel, der liebe Pöbel fein in dem Gleise bleibt, in welchem allein, ihn die Geistlichen zu leiten verstehen? Meinen Sie?

★ ★ ★

Anti-Goeze.

Ex hoc uno capitulo comprobabo,
ferream te frontem possidere fallaciae.
Hierony. adv. Ruff.

ACHTER.

Heida! wo wollte ich in meinem Vorigen hin? Es hat sich wohl, daß der Herr Hauptpastor den Namen Advocat in seiner eigentlichen Bedeutung nehmen sollte! Advocat heißt bei seines gleichen weiter nichts als Zungendrescher; und das, das bin ich ihm. Ein feiler Zungendrescher in Sachen des

Ungenannten bin ich ihm, und er hat bloß die Güte, das minder auffallende Wort zu brauchen.

Was Wunder auch? Sein guter Freund, der Reichspostreiter, ehemals selbst ein Advocat, scheint, ohne Zweifel aus eigener Erfahrung, eben den Begriff vom Advocaten zu haben; wie aus einem Epigramm zu sehen, welches er neulich in einem seiner Beiträge mit einfließen lassen. Ich weiß die schönen Zeilen nicht mehr; aber die Spitze war, daß nichts als Schreien zum Advokaten gehöre. Dieses Epigramm soll zu seiner Zeit zwischen der Börse und dem Rathhause in Hamburg einiges Aufsehen gemacht haben, und es hätte dem Verfasser leicht eben so bekommen können, wie ihm mehrere Epigramme bekommen sind, wenn er nicht die Klugheit gehabt hätte, noch zur rechten Zeit zu erklären, daß er selbst das Epigramm nicht gemacht habe. Dieses schrieb man mir aus Hamburg, und setzte hinzu: „Das fand sich auch wirklich. Nicht der Reichspostreiter, sondern des Reichspostreiters Pferd, hatte das Epigramm gemacht.“

Doch das Pferd dieses Reiters kümmert mich eben so wenig, als der Reiter dieses Pferdes. Mag doch noch ferner eines mit dem andern immer durchstechen, und das Pferd, was es sich schämt gemacht zu haben, auf den Reiter, so wie der Reiter in gleichem Falle auf das Pferd schieben. Ihr gemeinschaftlicher Sattel ist ein Maulthier: damit gut! – Es sollte mir leid sein, wenn der Reichspostreiter nicht eben so wohl Miller's Jests, als den Dedekind gelesen hätte. –

Und so wende ich mich wieder zu dem geistlichen Herrn, dem dieser Postreiter nur manchmal vorspannt. Ja, ja, so ist es, und nicht anders. Wenn mich der Herr Hauptpastor den Advocaten des Ungenannten nennet, so meint er bloß einen gedungenen Zungendrescher, dem es gleich viel ist, was für einer Sache er seinen Beistand leiht; wenn es nur eine Sache ist, bei der er recht viele Ränke und Kniffe, von ihm genannt *Heuremata*, anbringen, und Richter und Gegentheile so blenden und verwirren kann, daß dieser gern mit dem magersten Vergleiche vorlieb nimmt, ehe jener das Urtheil an den Knöpfen abzählt, oder blindlings aus dem Hute greift.

So ein Kerl bin ich dem Herrn Hauptpastor! Dahin zielt 1) seine ewige Klage, über meine Art zu streiten. Dahin zielt 2) sein Vorwurf, daß ich meinen Ungenannten mit unverdienten Lobsprüchen an das Licht gezogen. Dahin zielt 3) seine Beschuldigung, daß ich alle, welche bisher noch gegen ihn geschrieben, und sich der christlichen Religion wider ihn angenommen haben, mit dem bittersten Spotte abgewiesen.

Was meine Art zu streiten anbelangt, nach welcher ich nicht sowohl den Verstand meiner Leser durch Gründe zu überzeugen, sondern mich ihrer Phantasie durch allerhand unerwartete Bilder und Anspielungen zu bemächtigen suchen soll: so habe ich mich schon zur Hälfte darüber erklärt¹⁴⁾. Ich suche allerdings, durch die Phantasie mit, auf den Verstand meiner Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für notwendig, Gründe in Bilder zu kleiden, und alle die Nebenbegriffe, welche die

einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und versteht, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle gute Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden. Lächerlich also ist es, wenn der Herr Hauptpastor etwas verschreien will, was er nicht kann, und weil er es nicht kann. Und noch lächerlicher ist es, wenn er gleichwohl selbst überall so viel Bestreben verrät, es gern können zu wollen. Denn unter allen nüchtern und schalen Papierbesudlern braucht keiner mehr Gleichnisse, die von nichts ausgehen, und auf nichts hinaus laufen, als Er. Selbst witzig sein und spotten, möchte er manchmal gern; und der Reichspostreiter, oder dessen Pferd, hat ihm auch wirklich das Zeugnis gegeben, „daß er die satyrische Schreibart gleichfalls in seiner Gewalt habe.“ – Worauf sich aber wohl dieses gleichfalls beziehen mag? – Ob auf die anständige Schreibart, welche sonst in der Schrift des Herrn Hauptpastors herrschen soll? Ob auf die Gründe, mit welchen er streiten soll? – Darüber möchte ich mir denn nun wohl kompetentere Richter erbitten, als den Postreiter und sein Pferd. – Oder ob auf mich? Ob der Postreiter sagen wollen, daß der Herr Hauptpastor eben so gut als ich die satyrische Schreibart in seiner Gewalt habe? – Ja, darin kann der Postreiter und sein Pferd leicht Recht haben. Denn ich habe die satyrische Schreibart, Gott sey Dank, gar nicht in meiner Gewalt; habe auch nie gewünscht, sie in meiner Gewalt zu haben. Das einzige, was freilich mehrere Pferde Satyre zu nennen pflegen, und was mir hierüber zu Schulden kömmt, ist dieses, daß ich einen Postreiter einen Postreiter, und ein Pferd ein Pferd nenne. Aber wahrlich, man hat Unrecht, wenn man Offenherzigkeit, und Wahrheit mit Wärme gesagt, als Satyre verschreit. Häckerling und Haber können nicht verschiedner von einander sein, mein gutes Pferd! Ich will dich besser lehren, was Satyre ist. Wenn dein Reiter, – sonst genannt der Schwager; weil er schwägerlich die Partei eines jeden hält, dem er vorreitet, – sagt, daß eine anständige Schreibart, in den Schriften des Herrn Hauptpastors herrsche; wenn er sagt, daß der Herr Hauptpastor mit Gründen streite: glaube mir; das, das ist Satyre. Das ist eben so platte Satyre, als wenn er dich einen Pegasus nennen wollte, indem du eben unter ihm in die Knie sinkst. Glaube mir, Scheckchen, du kennst diesen abgefeymten Schwager noch nicht recht: ich kenne ihn besser. Er hat sonst auch mir vorgeritten; und du glaubst nicht, was für hämische Lobsprüche sein ironisches Hörnchen da vor mir her geblasen. Wie er es mir gemacht hat, so macht er es allen; und ich betaure den Hrn. Hauptpastor, wenn er, durch so ein boshafte Lob eingeschläfert, sich nicht im Ernst auf die Gründe gefaßt hält, die der Schwager in ihm schon will gefunden haben. Er kann ja allenfalls den Schwager auch nur fragen, welches diese Gründe sind. – Denn komm an, Scheckchen, – weil ich doch einmal angefangen habe, mit einem Pferde zu raisonieren – Sage du selbst, edler Houyhnhnm – (man muß seinen Richter auch in einem Pferde ehren) – sage du selbst, mit was für Gründen kann der Mann streiten, der sich auf meine Gegen Gründe noch mit keinem Worte eingelassen hat? der, anstatt zu antworten, nur immer seine alte Beschuldigungen wörtlich wiederholt, und höchstens ein Paar neue hinzusetzt, die er eben so wenig gut zu machen denkt? Seit der Zeit, da du sein erstes Kartel in die weite Welt getragen, das du großmüthig einem noch stumpf gerittenem Pferde abnahmst, hat er nicht aufgehört, mich mündlich und schriftlich zu schmähen, ob ich ihm gleich

auf jenes sein Kartel, wie ein Mann geantwortet zu haben glaube. Warum widerlegt er meine Axiomata nicht, wenn er kann? Warum bringt er nur immer neue Lästerungen gegen mich auf die Bahn? Warum paßt er mir in allen hohlen Wegen so tückisch auf, und zwingt mich, ihm nicht als einem Soldaten, sondern als einem Buschklepper zu begegnen? Ist das guter Krieg, wenn er den Männern des Landes aus dem Wege geht, um die Weiber und Kinder desselben ungestört würgen zu können? Der Begriff ist der Mann; das sinnliche Bild des Begriffes ist das Weib; und die Worte sind die Kinder, welche beide hervorbringen. Ein schöner Held, der sich mit Bildern und Worten herumschlägt, und immer tut, als ob er den Begriff nicht sähe! oder immer sich einen Schatten von Mißbegriff schafft, an welchem er zum Ritter werde. Er versprach einst, den Liebhabern solcher Leckerbissen eine ganze große Schüssel Fricassee von diesen Weibern und Kindern meines Landes vorzusetzen¹⁵. Aber er hat sein Versprechen wieder zurückgenommen: denn es ist freilich ganz etwas anders, hier und da ein Weib oder ein Kind in meinem Lande meuchlings zu morden; und ganz etwas anders, dieser Weiber und Kinder zusammen mehrere, oder gar alle, in die Pfanne zu hauen. Er fand bald, daß er auch davon die Nase weglassen müsse; und ich muß bekennen, daß er mich damit um einen sehr lustigen Triumph gebracht hat. Denn die Gelegenheit wird mir sobald nicht wiederkommen, ohne Großsprecherei zeigen zu können, daß auch da, wo ich mit Worten am meisten spiele, ich dennoch nicht mit leeren Worten spiele; daß überall ein guter triftiger Sinn zum Grunde liegt, auch wenn nichts als lauter ägyptische Grillen und chinesische Fratzenhäuserchen daraus empor steigen. Das, wie gesagt, kann ich nicht mehr zeigen; und mit Analysirung der Proben, die der Herr Hauptpastor in der ersten blinden Hitze gegeben, will ich auch ein Pferd nicht aufhalten, das mehr zu thun hat. Lieber, wenn du meinst, edler Houyhnhnm, daß ich die Wiederlegung meiner Axiomen von ihm noch zu erwarten habe, will ich dich bitten, ihm durch den Schwager ein Wort im Vertrauen zukommen zu lassen, dieweil er es noch nutzen kann. – Aber warum durch den Schwager? Als ob ich dir minder zutraute, als dem Schwager? Als ob der Herr Hauptpastor dich mit minderer Aufmerksamkeit hören würde, als den Schwager? – Sei du es also nur selbst, der dem Herrn Hauptpastor meine Wünsche und Erwartungen und Besorgnisse mittheilt. Sage du ihm nur selbst, wie sehr ich mich darauf freue, endlich auch einmal von ihm belehrt zu werden. Ich bin äußerst unruhig, bis ich seine Gründe in aller ihrer Stärke gegen die meinigen abwägen kann, denen ich gleichfalls alle ihre Schärfe zu ertheilen, nur auf Gelegenheit warte. Ich habe manches in den Axiomen hingeworfen, von welchem ich wohl weiß, daß es eine nähere Erörterung bedarf und verdient; aber ich bin auch gefaßt darauf, und es sollte mir sehr leid thun, wenn er nirgends anbeißen, sich auf nichts, was eigentlich zur Sache gehört, einlassen wollte. Gleichwohl muß ich es leider besorgen! Denn denke nur, edler Houyhnhnm; denke nur, was er mir eben jetzt ¹⁶⁾ schon im voraus von seinem halb zu eröffnenden Feldzuge wissen läßt! Da steht auf einer Anhöhe eine armselige Vedette; die, die will er mit Heereskraft vors erste verjagen. Ich habe ein Histörchen erzählt von einem Hessischen Feldprediger, (könnte auch ein Braunschweigischer gewesen sein) der auf einer Insel, die in keiner Geographie steht, gute Luthersche Christen fand, die von dem Katechismus sehr wenig, und von der Bibel ganz und gar nichts

wußten. Nun ist ihm das Ding, weil der Reichspostreiter nichts davon mitgebracht hat, weil auch du ohne Zweifel nichts davon weißt, so unbegreiflich, als ob es gar nicht möglich wäre; und ich soll es ihm beweisen, wie man wirklich geschehene Dinge zu beweisen pflegt; mit glaubwürdigen Zeugen, mit rechtskräftigen Dokumenten und dergleichen. Kann ich das, so will er es glauben, es mag möglich sein oder nicht. Kann ich das aber nicht, so will er der ganzen Welt erklären, daß ich ein Betrüger bin, und mir die gesamten Hessischen Feldprediger, wegen dieser groben Verleumdung eines ihrer Kollegen, auf den Hals hetzen. Ja er treibt seine Rache wohl noch weiter, und gibt mich bei der Englischen Regierung an, der die Bermudischen Inseln schon seit 1609 ein wohlthätiger Sturm samt und sonders geschenkt hat, daß ich ihr auch dieses Inselchen schaffen muß, ich mag es hernehmen, woher ich will. Wahrlich, edler Houyhnhnm, wenn er das thut, so bin ich ohne Rettung verloren! Denn sieh nur; welches du und der Schwager vielleicht auch nicht wissen: der Hessische Feldprediger ist seitdem bei Saratoga mit gefangen worden, und die bösen Amerikaner wechseln vor der Hand nicht aus. Gut, daß ihr beide das wenigstens wißt, und es mir bezeugen könnt! Wie kann ich nun dem Herrn Hauptpastor den Feldprediger sogleich zur Stelle schaffen? Er muß warten, bis der Handel mit den Amerikanern zu Ende ist, und die Hessen wieder zu Hause sind. Dann will ich mein möglichstes tun, ihn zu befriedigen; vorausgesetzt, daß der ausgewechselte Feldprediger auf der Heimreise nicht stirbt. Damit aber doch auch meine Widerlegung nicht so lange verschoben bleiben darf: was hindert, daß er indes die historische Wahrheit meiner Erzählung bei Seite setzt, und sie als bloße zweckmäßige Erdichtung betrachtet? Folget aus dem bloß möglichen Falle nicht eben das, was aus dem wirklichen Falle folgen würde? Ist die Frage, „ob Menschen, welche sehr lebhaft glauben, daß es ein höchstes Wesen gibt; daß sie arme sündige Geschöpfe sind; daß dieses höchste Wesen demungeachtet, durch ein anderes eben so hohes Wesen, sie nach diesem Leben ewig glücklich zu machen, die Anstalt getroffen – ob Menschen, welche das und weiter nichts glauben, Christen sind, oder keine?“ – in beiden Fällen nicht die nämliche? Überlege es doch nur selbst, lieber – Gaul. Denn was brauchst du viel, dieses zu können, ein Houyhnhnm zu seyn, der du doch einmal nicht bist? Überlege es nur; und suche es dem Herrn Hauptpastor so gut du kannst begreiflich zu machen. Auf jene Frage soll er antworten, auf jene Frage; und um die Kolonie sich unbekümmert lassen. – Hörst du? – Hiemit lebe wohl, Gaul; und grüß mir den Schwager!

★ ★ ★

Anti-Goeze.

Qui auctorem libri dogmaticum absconditum mihi revelat,
non tam utilitati meae, quam curiositati servit:
immo non raro damnum mihi affert,
locum faciens praejudicio auctoritatis.
Heumannus de libr. an. et pseud.

NEUNTER.

Die Klage, über meine Art zu streiten, konnte ich nur in dieser nämlichen Art beantworten; und ich lasse es mir gar wohl gefallen, daß der Herr Hauptpastor meine Antwort selbst, zu einem Beweise seiner Klage macht. Warum sollte ich ihm nicht, mit gutem Vorsatze, noch mehrere Beweise zu einer Klage liefern, die ich verachte?

2. Aber der Vorwurf, daß ich den Ungenannten mit unverdienten und unmäßigen Lobsprüchen beehrt, in der doppelt schelmischen Absicht, bei flachen Lesern ein günstiges Vorurteil für ihn zu erschleichen, und die Gegner abzuschrecken, die sich etwa wider ihn rüsten möchten: dieser Vorwurf ist ernsthafter und verdient eine ernsthaftere Antwort. Nur Schade, daß ich diese ernsthaftere Antwort nicht so einleuchtend zu machen im Stande bin. Denn dieses zu können, müßte schon das ganze Werk des Ungenannten der Welt vor Augen liegen, indem sich alle meine Lobsprüche bloß und allein auf eine Beschaffenheit desselben beziehen, aus einer Beschaffenheit desselben entsprungen sind. Und aus welcher? Aus einer solchen, die sich gar wohl auch von einem Werke denken läßt, das in der Hauptsache sehr weit vom Ziele schießt. Ich habe es ein freimüthiges, ernsthaftes, gründliches, bündiges, gelehrtes Werk genannt: lauter Eigenschaften, aus welchen die Wahrheit der darin abgehandelten Materie noch keines Weges folgt, und die ich gar wohl auf den Verfasser übertragen dürfen, ohne ihn deswegen als einen Mann anzunehmen oder zu empfehlen, auf den man sich in allen Stücken verlassen könne. Es setzen daher auch diese Lobsprüche im geringsten nicht voraus, daß ich ihn näher, oder aus mehrern Werken kenne; noch weniger, daß ich ihn persönlich kenne, oder gekannt habe.

Denn so empfindlich es auch immer dem Herrn Hauptpastor mag gewesen seyn, daß ich geradezu gesagt „mein Ungenannter sei des Gewichts, daß in allen Arten der Gelehrsamkeit, sieben Goezen nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend sind:“ so getraue ich mir doch diese Äußerung einzig und allein aus dem gut zu machen, was mir von seinem Werke in den Händen ist. Der Herr Hauptpastor muß nur nicht, was ich von allen Arten der Gelehrsamkeit sage, auf alle Minutissima dieser Arten ausdehnen. So möchte es z.E. mir allerdings wohl schwer zu erweisen seyn, daß mein Ungenannter von allen Plattdeutschen Bibeln eine eben so ausgebreitete gründliche

Kenntnis gehabt, als der Herr Hauptpastor. Kaum dürften ihm die verschiedenen Ausgaben der Lutherischen Bibelübersetzung selbst, so vollkommen bekannt gewesen sein, als dem Herrn Hauptpastor; welcher so außerordentliche Entdeckungen darin gemacht, daß er auf ein Haar nun angeben kann, um wie weit mit jeder Ausgabe die Orthodoxie des seligen Mannes gewachsen. Aber alles dieses sind doch nur Stäubchen aus der Literargeschichte, welchen mein Ungenannter nur siebenmal siebenmal so viel andere Stäubchen eben daher entgegen zu setzen haben dürfte, um mich nicht zum Lügner zu machen. Und so mit den übrigen Kenntnissen allen! Selbst mit denen, die der Ungenannte actu gar nicht, sondern nur virtualiter besaß. Die Ursache ist klar. Er war ein selbstdenkender Kopf; und selbstdenkenden Köpfen ist es nun einmal gegeben, daß sie das ganze Gefilde der Gelehrsamkeit übersehen, und jeden Pfad desselben zu finden wissen, so bald es der Mühe verlohnt, ihn zu betreten. Ein Wievieltheilchen eines solchen Kopfes dem Herrn Hauptpastor zu Theil worden, bleibt seinem eignen unparteiischen Ermessen anheimgestellt. Genug daß 7 mal 7 nur 49 macht; und auch ein Neunundvierzigteilchen meines Ungenannten noch aller Hochachtung werth, und siebenmal mehr ist, als man an allen Orten und Enden der Christenheit zu einem Pastor oder Hauptpastor erfordert.

Doch halt! Ich habe ja meinen Ungenannten auch einen ehrlichen unbescholtenen Mann genannt: und dieses setzt doch wohl voraus, daß ich ihn näher und persönlich kenne? – Auch dieses nicht! Und ohne mich viel mit dem Quilibet praesumitur etc. zu decken, will ich nur gleich sagen, was für Grund in seinem Werke ich gefunden habe, ihm auch diese Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nämlich: obschon mein Ungenannter freilich alle geoffenbarte Religion in den Winkel stellt; so ist er doch darum so wenig ein Mann ohne alle Religion, daß ich schlechterdings niemanden weiß, bei dem ich von der bloß vernünftigen Religion so wahre, so vollständige, so warme Begriffe gefunden hätte, als bei ihm. Diese Begriffe trägt das ganze erste Buch seines Werkes vor; und wie viel lieber hätte ich dieses erste Buch an das Licht gebracht, als ein anderes Fragment, welches mir seine voreiligen Bestreiter abgedrungen haben! Nicht so wohl, weil die spekulativen Wahrheiten der vernünftigen Religion darin in ein größeres Licht durch neue und geschärfte Beweise gestellt worden, sondern vielmehr, weil mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit darin gezeigt wird, welchen Einfluß diese Wahrheiten auf unsere Pflichten haben müssen, wenn die vernünftige Religion in einen vernünftigen Gottesdienst übergehen soll. Alles, was er von diesem, von diesem Einflusse insbesondere, sagt, trägt das unverkennlichste Merkmal, daß es aus einem eben so erleuchteten Kopfe, als reinem Herzen geflossen; und ich kann mir unmöglich einbilden, daß in eben diesem Kopfe bei eben diesen erhabenen Einsichten, in eben diesem Herzen bei eben diesen edeln Neigungen, tolle vorsetzliche Irrtümer, kleine eigennützige Affecten hausen und herrschen können. In eodem pectore, sagt Quintilian, nullum est honestorum turpiumque consortium: et cogitare optima simul ac deterrima non magis est unius animi, quam ejusdem hominis bonum esse ac malum. – Das also, das war es, warum ich meinen Ungenannten einen ehrlichen unbescholtenen Mann nennen zu können glaubte, ohne aus seinem bürgerlichen Leben Beweise dafür zu haben!

Freilich glaubte ich einmal, ihn in der Person des Wertheimischen Bibelübersetzers näher zu kennen; und noch kürzlich hätte mich die ungesuchte Äußerung eines hiesigen ehrlichen Mannes in solchem Glauben bestärken können. Dieser Mann hat ehemals, wie noch gar wohl bekannt, mit Schmid den vielen Umgang gepflogen; und ich habe sein schriftliches Zeugnis in Händen. Doch Hr. Mascho hat durch so viel Schlüsse a priori meinen Wahn, oder wofür er es sonst halten mag, so kräftig bestritten, daß ich ganz und gar keine Achtung für dergleichen Schlüsse in rebus facti haben müßte, wenn ich nicht wenigstens sollte zweifelhaft geworden seyn. Zwar hinken einige dieser Schlüsse ein wenig sehr; z.E. der, welcher von der Wolfischen Philosophie hergenommen ist, die sich Schmid so ganz zu eigen gemacht hatte, und von welcher bei meinem Ungenannten keine Spur zu finden seyn soll. Denn mit Erlaubnis des Hrn. Mascho, das eben angeführte erste Buch ist ganz auf Wolfische Definitionen gegründet; und wenn in allen Uebrigen die strenge mathematische Methode weniger sichtbar ist, so hat ja wohl die Materie mit Schuld, die ihrer nicht fähig war. Auch muß ich dem Hrn. Mascho aufrichtig bekennen, daß ich nicht einsehe, wie mein Vorgeben, die Handschrift des Ungenannten habe wenigstens ein Alter von 30 Jahren, darum nicht Statt finden könne, weil Wettsteins und des Spruches I. Johann. V. 7, darin gedacht werde. Es ist wahr, Wettsteins neues Testament kam erst 1751 heraus; aber die Prolegomena waren doch bereits 1730 erschienen, und die Streitigkeit über den Spruch Johannis ist ja wohl noch älter. Allein, was würde es helfen, wenn ich auch in diesen Kleinigkeiten Recht bekäme? Hr. Mascho weiß so unzählig andere Particularia von meinem Ungenannten, welche alle auf den Wertheimischen Schmid nicht passen, daß schwerlich an diesen weiter gedacht werden kann; wenn uns Hr. Mascho nur noch vorher zu sagen beliebt, woher er diese Particularia hat.

Von mir hat er sie gewiß nicht. Sondern vermuthlich hat er sie von einem gewissen E. der in den Altonaer Beiträgen (St. 30) den Verfasser der Fragmente „einen leider! nur zu bekannten Ungenannten nennet“: wenn dieser E. nicht vielmehr, was er so dreist in die Welt schreibt, von dem Hrn. Mascho hat. Nach Belieben! Nur daß sich keiner auf mich berufe. Denn ich, für mein Theil, so bald ich merkte, daß ich mich in meiner Vermuthung mit Schmid wohl möchte übereilt haben, machte mir das Gesetz, einer solchen Vermuthung nie wieder nachzuhängen. Ja ich faßte so fort den Entschluß, auch wenn ich den wahren Namen ganz zuverlässig erführe, ihn dennoch nun und nimmermehr der Welt bekannt zu machen. Und bei diesem Entschlusse, so mir Gott hilft, bleibt es; gesetzt auch, daß ich ihn wirklich erfahren hätte.

Welche elende Neugierde, die Neugierde nach einem Namen! nach ein Paar Buchstaben, die so oder so geordnet sind! Ich lasse es gelten, wenn wir zugleich mit dem Namen, und durch den Namen erfahren, wie weit wir dem Zeugnisse eines Lichtscheus trauen können. Aber da, wo von Zeugnissen, von Dingen, die lediglich auf Zeugnissen beruhen, gar nicht die Rede ist; wo die Vernunft auf ihrem eignen Wege nur Gründe prüfen soll: was soll da der Name des, der das bloße Organ dieser Gründe ist? Er nutzt nicht allein

nichts; sondern schadet auch wohl öfters, indem er einem Vorurtheile Raum gibt, welches alle vernünftige Prüfungen so jämmerlich abkürzt. Denn entweder der Ungenannte wird als ein Mann erkannt, dem es auch sonst weder an Willen noch an Kraft die Wahrheit zu erkennen, gefehlt hat: und sogleich läßt sich der Pöbel, dem das Denken so sauer wird, von ihm blindlings hinreißen. Oder es findet sich, daß der Ungenannte schon sonst wo übel bestanden: und sogleich will eben der Pöbel ganz und gar weiter mit ihm nichts zu schaffen haben; der festen schönen Meinung, daß dem, der an einem Sinne verwaorlost ist, notwendig alle fünf mangeln müssen. – So urtheilen selbst Literatores, die es sonst für keine kleine Sache halten, auf anonyme und pseudonyme Schriftsteller Jagd zu machen: und ich sollte unphilosophischer urtheilen und handeln, als diese Männer, welche so zu reden ein Recht haben, unnütze und unphilosophische Entdeckungen zu machen? Prudentis est, sagt Heumann an dem nämlichen Orte, woher das Lemma dieses Stücks gekommen ist, ita quosvis dogmaticos libros legere, quasi auctor plane sit ignotus. Hier ist das quasi wirklich. Der Leser braucht nicht erst wieder zu vergessen, was er nicht weiß.

Und nun stelle man sich vor, was ich für Augen möge gemacht haben, als ich, im Gefühl dieser meiner Gesinnungen, folgende Stelle des Herrn Hauptpastors las. ¹⁷⁾ „Zuletzt erinnere ich den Herrn L. noch, daß es nun für ihn Pflicht sei, den Verfasser der Fragmente zu nennen, da er mit der Entdeckung seines Namens gedroht, und es versucht hat, seinen Gegnern dadurch Furcht einzujagen, da es ihm nicht unbekannt sein kann, was für gelehrte unbescholtene Männer für Verfasser dieser Mißgeburten ausgegeben worden. Die Schuld, daß ihre Asche so unverantwortlich besudelt wird, fällt auf ihn zurück, wofern er mit der Wahrheit länger zurück hält; und er kann solche zu offenbaren, um so viel weniger Bedenken tragen, da er seinen Autor und dessen Arbeit schon vorläufig mit solchen Lobsprüchen beehret hat.“

Wie? Ich soll gedroht haben, den Verfasser der Fragmente zu nennen? Wo das? Und darauf soll ich meine Pflicht gründen, mit seinem Namen nicht länger hinter dem Berge zu halten? darauf? Wie die Pflicht, so der Bewegungsgrund zu Erfüllung derselben! Ich habe gewarnt, dem Ungenannten nicht gar zu bubenmäßig und schülerhaft zu begegnen, damit man sich nicht allzu sehr schämen müsse, wenn man endlich einmal erführe, wer er gewesen. Heißt das drohen? Heißt das drohen, daß man es durch mich erfahren soll? Daß ich endlich den Namen aussprechen will? – Wenn der Herr Hauptpastor hier nicht mit gutem Wissen und Vorsatz eine Lüge hingeschrieben hat, so ist es doch ein Beweis, wie er mich liest. Er liest nie das, was ich geschrieben habe, sondern immer nur das, was er gerne möchte, daß ich geschrieben hätte.

★ ★ ★

Anti-Goeze.

Aergernis hin, Aergernis her! Not bricht Eisen, und hat kein Aergernis.
Ich soll der schwachen Gewissen schonen, so fern es ohne Gefahr
meiner Seelen geschehen mag.
Wo nicht, so soll ich meiner Seelen rathen,
es ärgere sich daran die ganze oder halbe Welt.
Luther.

ZEHNTER.

Hiernächst ist es mir allerdings völlig unbekannt, was für gelehrte und unbescholtene Männer, ohne Zweifel auf Vorspiegelung der Herren Mascho und E. in Hamburg für Verfasser der Fragmente ausgegeben werden. Aber es freuet mich, daß man dort doch mehrere kennt, die so etwas könnten geschrieben haben. Es macht keinem Schande; wer er auch sey, und was der Herr Hauptpastor von unverantwortlicher Besudelung ihrer Asche sagt, will weder nach der eigentlichen, noch nach der verblühten Bedeutung, mir in den Kopf. Asche nimmt es gar nicht übel, mit Kot vermengt zu werden; und der Geist, der diese Asche belebte, steht vor den Augen des, dem es keine Mühe macht, das Eigene von dem Angelogenen zu unterscheiden. Die tappende Neugier der Sterblichen ist für beide ein Spiel, das des Zusehens nicht werth ist, und welcher Vernünftige diese Neugierde am ersten zu befriedigen sucht, erzürnet die spielenden Kinder am meisten.

Wenn der Herr Hauptpastor unter diese neugierigen spielenden Kinder nicht selbst gerechnet werden will, so sage er doch nur, in welcher ernsthaften Absicht sonst, er gern den Namen meines Ungenannten wissen möchte. Kann er seine Asche noch einmal zu Asche brennen lassen? Sollen seine Gebeine in der Erde, welche sie willig aufnahm, nicht länger ruhen? Sollen sie in Staub zermalmet, auf das Wasser geworfen, in den Wind zerstreut werden? Die Erde, in beiden Fällen, lieber Herr Hauptpastor, nimmt sie ja doch wieder auf. Oder wollen Sie nur das Vergnügen haben, daß Sie in ganz Deutschland herum schreiben können, ob und wo irgend noch ein Anverwandter oder Nachkomm zu finden, den Sie es können empfinden lassen, daß er in seiner Linie, oder in seinen Nebenlinien, aufsteigend oder absteigend, einen solchen Bösewicht gehabt habe? – Wem ist es zu verargen, wenn er so heillos von Ihnen urtheilet? Denn ganz ohne Grund kann der Mensch ja doch nicht handeln. –

Ich wollte noch eben, in Ansehung des bekannt zu machenden Namens eines so höllischen Abenteurers, wofür Goeze, und die Wenigen seines Gelichters, den Ungenannten halten, einen ganz andern Vorschlag thun, indem mir der 45. Beitrag zum Reichspostreiter gebracht wird.

O bravo! Der nämliche E. welcher in dem 40. Beitrage uns versicherte, daß der Ungenannte „leider! nur gar zu bekannt sei“, findet nun für gut, wie er sich ausdrückt, „der sehr weit ausgebreiteten Lüge, als ob ein gewisser ehemaliger berühmter Lehrer am Hamburgischen Gymnasio Verfasser der Fragmente sei, öffentlich zu widersprechen.“ Er fügt hinzu: „daß er dieses um so viel zuversichtlicher thun könne, da der Herr Lizentiat Wittenberg Briefe von dem Sohne dieses berühmten Mannes in Händen habe, worin derselbe jenes Vorgehen für eine Lüge und Verleumdung erklärt, und deren Einsicht der Herr Besitzer einem jeden, dem daran gelegen ist, gern erlauben werde.“

Kann seyn, kann nicht seyn! – Aber vor allen Dingen eine Frage an den Reichspostreiter, oder an diesen mehrbelobten E. im Reichspostreiter: wird an beiden Orten des Reichspostreiters der nämliche Mann verstanden, oder nicht? – Wenn nicht der nämliche: ist es nicht wahre Vexiererei des Publikums, sich hier des nicht rechten so feierlich anzunehmen, und von dem rechten, von dem es dort leider! nur gar zu bekannt war, daß er und kein anderer der wahre Verfasser der Fragmente sei, so gänzlich zu schweigen? – Wenn aber der nämliche: was sollen wir von einem Manne denken, dem es gleich leicht wird, eine Lüge zu besiegeln, und sich der nämlichen Lüge wegen, fast zu gleicher Zeit, vor der ganzen Welt auf das Maul zu schlagen? Der Reichspostreiter kann sich allenfalls mit seinem Relata refero schützen: aber auch Er? Der Reichspostreiter muß jeden Tag sein Blatt voll haben: was kümmert es den, womit es voll wird? Ihn hingegen zwang nichts, über Hals über Kopf drucken zu lassen, daß ein elendes Gerede eine ganz bekannte Sache sey, er war an Ort und Stelle, diesem Gerede sogleich auf den Grund zu kommen; er durfte nur eben den Weg einschlagen, auf welchem die Unzuverlässigkeit desselben sich nun soll erwiesen haben. Warum ist er der erste und einzige, der die Lüge in die Welt schrieb? Warum ist er der erste und einzige, der dieser Lüge, die vielleicht niemand geglaubt hat, jetzt widerspricht? Sollte ihn bloß der Kitzel getrieben haben, jetzt mit guter Manier einen noch bedeutenderen Fingerzeig thun zu können? –

An den Briefen, auf welche er sich beruft, zweifle ich im geringsten nicht. Auch zweifle ich nicht an der Bereitwilligkeit des Herrn Lizentiat Wittenberg, diese Briefe einem jeden, der es verlangt, zu zeigen. Ich bin sogar versichert, daß er sie mehrern zeigen wird, als sie zu sehen verlangen werden. Auf diese Weise wird allerdings jede Verleumdung auf die allerunschuldigste Weise verbreitet; und das erste Böse, was ich von dem Herrn Lizentiat von nun an höre, will ich auf die nämliche Weise zu widerlegen bedacht sein.

Doch was kann auch wohl der Herr Lizentiat dafür, wenn eine eben so dumme als boshafte Klatsche ¹⁸⁾ (Klätcher wäre hier viel zu gut) die Unverschämtheit hat, sich auf ihn zu berufen, und ihn in läppische unnütze Händel zu verwickeln? Denn daß der Herr Lizentiat selbst, nicht vollkommen mit mir einsehen sollte, wie läppisch und unnützlich diese ganze Namenjagd sei, wird mich hoffentlich niemand bereden wollen, der ihn kennt. Und gesetzt auch, daß er darin nicht mit mir einig wäre, daß der entdeckte Name sogar zur Prüfung der Sache schädlich werden könne, so wird er doch nicht in

Abrede seyn, daß er wenigstens der Ruhe und dem Leumunde aller derer nachtheilig zu sein nicht fehlen werde, welche sich in dem entdeckten Verfasser einen Anverwandten oder Freund zu erkennen, nicht entbrechen wollten. – Die Neugier eines ehrlichen Mannes steht da gern stille, wo Wahrheitsliebe sie nicht weiter treibt, und Liebe des Nächsten sie still zu stehen bittet.

Freilich desto besser, wenn die Briefe, welche Herr Licentiat Wittenberg in Händen hat, einen Mann aus dem Spiele setzen, welchen mancher schwache Geselle sich als seinen Gewährsmann wohl wünschen möchte. In der That wüßte ich auch selbst, keinen neueren Gelehrten in ganz Deutschland, für welchen ein Vorurtheil in dergleichen Dingen zu haben, verzeihlicher wäre, als eben ihn. Aber eben daher möchte ich auch auf diesen Mann keinen Fingerzeig geben, und wenn er mir selbst, in eigner verklärter Person, die Papiere aus jenem Leben gebracht hätte, mit dem ausdrücklichen Verlangen, sie unter seinem Namen herauszugeben; und wenn er mir seitdem auch immer über die zweite Nacht wieder erschiene, und das nämliche Gesuch, ich weiß nicht unter welchen Drohungen oder Versprechungen, wiederholte. Ich würde zu ihm sagen: „Lieber Geist, herausgeben will ich deine Handschrift recht gern; ob ich gleich wohl merke, daß die Sache nicht ohne Gefahr ist, und man mir vorwerfen wird, daß ich die schwachen Gewissen nur damit ärgern wollen. Denn was dieses Ärgernis betrifft, darüber denke ich wie Luther. Genug, ich kann ohne Gefahr meiner Seele, deine Schrift nicht unter den Scheffel stellen. Sie hat Zweifel in mir erregt, die ich mir muß heben lassen. Und wer kann sie mir anders heben, als das Publikum? Mich an den und jenen berühmten Gottesgelehrten durch Privatbriefe deshalb zu wenden, das kostet Geld und Zeit; und ich habe deren keines viel zu splitttern. Also, wie gesagt, herausgeben will ich deine Schrift gern, aber warum soll ich sie nicht anders herausgeben, als mit deinem Namen? Bist du in jenem Leben eitler geworden, als du in diesem warest? Oder gehört dein Name auch mit zu den Beweisen? Wenn du auf diesem kindischen ärgerlichen Ehrgeize bestehst, so weiß ich wohl, woher du kömmt. Die Glorie, die du da um deinen Kopf hast, ist Betrug, denn du bist klein genug, noch eine andre neben ihr zu verlangen.“

Diese Phantasie erinnert mich wieder an den Vorschlag, den ich oben zu thun im Begriffe war. – Hat mein Ungenannter nicht aus Ueberzeugung geschrieben, nicht aus innerm Drang, was er für wahr hielt, auch seinen Nächsten mitzuthellen: so kann er keinen andern Bewegungsgrund gehabt haben, als unselige Ruhmsucht, *gloriae cupiditatem sacrilegam*; und ich finde in der ganzen Geschichte ihn mit niemanden zu vergleichen, als mit dem Unsinnigen, der den Tempel der Diana zu Ephesus verbrennen wollte, *ut opere pulcherrimo consumpto, nomen ejus per totum terrarum orbem disjiceretur*. Als nun der Fantast diesen seinen Schwindel auf der Folter bekannte, was thaten die Epheser? Sie beschloßen, um ihn von der empfindlichsten Seite zu strafen, daß niemand seinen Namen nennen solle; und wir würden es noch nicht wissen, wie der stolze Narr geheißt, hätte sich Theopomp in seinen Geschichtbüchern dieser klugen Verfügung unterwerfen wollen. Ich folge den weisen Ephesern, nenne, Trotz dem Theopomp, nach dem Beispiel des Valerius, den ungeheuren Geck auch noch nicht, und trage an: wie, wenn wir ein

gleiches unter uns ausmachten, und den Frevler nie nannten, (gesetzt, daß wir seinen Namen wüßten, oder erführen) der aus Ehrfurcht den Felsen sprengen wollen, auf welchen Christus seine Kirche gegründet? – Ich stelle mir vor, ich sammle die Stimmen, fange an von den Patribus conscriptis des Luthertums, einem Ernesti, einem Semler, einem Teller, einem Jerusalem, einem Spalding etc. und komme herab bis auf den kleinsten Dorfpriester, der in den freiwilligen Nachrichten seiner Nothdurft pflegt, und alle, alle stimmen für Ja.

Nur einer, einer nur, der Hauptpastor Goeze, stimmt für Nein. Nein! donnert er; und nochmals Nein! Nicht genug, daß der Ungenannte dort ewig zu Schanden geworden: er muß auch noch hier zeitlich zu Schanden werden. Amen! fügt er hinzu; Amen!

★ ★ ★

Anti-Goeze.

Pro boni viri officio, si quando eum ad
defensionem nocentium ratio duxerit,
satisfaciam.
Quintilianus

EILFTER.

Ich komme endlich auf das Dritte, wodurch ich mich als den Advocaten des Ungenannten erzeigen soll. Es soll in meinem Betragen gegen diejenigen bestehen, die sich der christlichen Religion wider ihn annehmen.

Diese Rüge enthält zweierlei, auf deren jedes ich verschieden antworten muß. Entweder man findet es nur sonderbar und unrecht, daß ich überhaupt noch den Ungenannten bei seinen Gegnern vertrete; oder man findet es zugleich so viel sonderbarer und unrechter, daß ich es in dem Tone thue, den man mir so hoch aufmutzt.

Auf *erstes* glaube ich schon zum Theil damit geantwortet zu haben, daß ich mich erkläre, nicht als Advocat für ihn zu sprechen, der ihn seine Sache will gewinnen machen. Ich spreche bloß als ehrlicher Mann, der ihn nur so tumultuarisch nicht will verdammt wissen. Höchstens spreche ich so, als ein zugegebener Advocat für einen Verbrecher spricht; und rede nur statt seiner; und rede nur, wie man es im gemeinen Leben auszudrücken pflegt, in seine Seele. Hierzu aber bin ich um so mehr verpflichtet, da ich das

Mehrere von seinen Papieren in Händen habe. Es wäre Verrat an der Unschuld, er mag nun viel oder wenig Anspruch auf Unschuld machen können, wenn ich in diesen mehreren Papieren das Geringste, das ihm auf irgend eine Weise zu Statten käme, fände, und nicht anzeigte. Der Verrat wäre von mir um so viel größer, da ich ungebeten sein Herausgeber geworden bin, und als literarische Proben, Stücke aus ihm mitgetheilet habe, die aus aller Verbindung gerissen sind, durch welche allein sie ihr wahres Leben erhalten. Warum hat man diese Proben durchaus nicht wollen sein lassen, was sie sein sollen? Warum hat man sie einer größeren Aufmerksamkeit gewürdigt, als Fragmente von aller Art verdienen, auf die kein Mensch sich einzulassen verbunden ist? Warum hat man sogar Verbindungspartikeln, durch welche sich der Ungenannte auf etwas anderwärts Erwiesenes bezieht, für bloßes Blendwerk ausgegeben, und dadurch so wohl meine als seine Redlichkeit in den lieblosesten Verdacht gezogen? – Doch davon an einem andern Orte.

Hier lasse man mich nur noch hinzufügen, was ich mich nicht schämen darf zu wiederholen, da es einmal gestanden ist. Ich habe den Ungenannten auch darum in die Welt gestoßen, weil ich mit ihm allein nicht länger unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren, und ich bekenne nochmals, daß ich seinen Zuraunungen nicht immer so viel entgegen zu setzen wußte, als ich gewünscht hätte. Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zusammen, oder weiter aus einander bringen, und dieser Dritte kann niemand sein als das Publicum.

Verliere ich nun aber nicht alle den Nutzen, den ich mir aus diesem Schritte versprach, wenn ich nicht auf jedes Wort, auf jede Miene aufmerksam bin, mit welcher man ihn im Publico empfängt? Ich muß jeden fragen, der über ihn stutzt, oder über ihn lacht, oder über ihn erschrickt, oder über ihn poltert: wie verstehen Sie das? wie beweisen Sie das? Auch werde ich mich mit der ersten der besten Antwort des ersten des besten Gegners schwerlich begnügen können. Denn wenn sie auch wirklich die beste wäre, so ist das Beste doch nicht immer gut, und ich kenne für tausend Zweifel die besten Antworten sehr wohl, ohne eine einzige gute darunter zu finden.

Daß man mir aber nur nicht eine so schwer zu befriedigende Nachforschung als einen Beweis dessen vorwerfe, was ich so eifrig abzulehnen suche! Ich erzeige mich auch dadurch so wenig als den Advocaten des Ungenannten, daß ich mich vielmehr, (weil es doch einmal *Advocat* heißen soll) als den Advocaten der Religion damit erweise, die der Ungenannte angreift. Denn was hat er zu thun, der rechtschaffene *Advocat*, ehe er eine Sache übernimmt? Nachdem er seinen Clienten lange genug angehört, sich ein Langes und Breites von ihm vorsagen lassen, in die Länge und in die Quere ihn ausgefragt ¹⁹⁾, in *aliam rursus ei personam transeundum est, agendusque adversarius, proponendum, quidquid omnino excogitari contra potest, quicquid recipit in ejusmodi disceptatione natura*. Gerade so, auch ich! Aber wer den Verteidigern der Religion sodann am schärfsten widersprechen wird, wird es darum mit der Religion nicht am schlimmsten meinen. Denn ich werde nur darum die Verteidiger der Religion *interrogare quam infestissime, ac premere*, weil auch hier, dum

omnia quaerimus, aliquando ad verum, ubi minime expectavimus, pervenimus; weil auch hier optimus est in discendo patronus incredulus.

Nun habe ich freilich dieser Pflicht gegen mich selbst zur Zeit noch wenig Genüge leisten können. Aber ich hoffe, in Zukunft es besser zu thun; und es mit aller der Kälte, mit alle dem Glimpfe gegen die Personen zu tun, die mit jener Strenge und Wärme für die Sache bestehen können, welche allein Quinctilian bei seinem infestissime kann gedacht haben.

„Ei nun ja!“ höre ich den Herrn Hauptpastor rufen – und bin bei dem zweiten Gliede dieser Rüge. „Ei nun ja! Da verlasse sich einer darauf, und binde mit ihm an! Wir haben die Erfahrung davon, ich und sein Nachbar. Wie höhrend, wie verachtend, wie wegwerfend hat er wider uns geschrieben!“

Fühlen Sie das, Herr Hauptpastor? Desto besser. So habe ich meinen Zweck mit Ihnen erreicht; aber noch lange nicht gethan, was Sie verdienen. Denn einmal gehören Sie zu den Gegnern meines Ungenannten noch gar nicht. Sie haben bis diese Stunde ihn noch in nichts widerlegt; Sie haben bloß auf ihn geschimpft. Sie sind bis diese Stunde nur noch als mein Gegner anzusehen; nur noch als der Gegner eines Gegners des Ungenannten. Und nächst dem haben Sie wider diesen Gegner des Ungenannten sich Dinge erlaubt, die Sie zum Theil kaum gegen den Ungenannten sich hätten erlauben müssen. Sie haben mich feindseliger Angriffe auf die christliche Religion beschuldigt. Sie haben mich förmlicher Gotteslästerungen beschuldigt; Sagen Sie selbst: wissen Sie infamierendere Beschuldigungen, als diese? Wissen Sie Beschuldigungen, die unmittelbarer Haß und Verfolgung nach sich ziehen? Mit diesem Dolche kommen Sie auf mich eingerannt, und ich soll mich nicht anders, als den Hut in der Hand, gegen Sie verteidigen können? soll ganz ruhig und bedächtig stehen bleiben, damit ja nicht Ihr schwarzer Rock bestaubt werde? soll jeden Athemzug so mäßigen, daß ja Ihre Perrücke den Puder nicht verliere? Sie schreien über den Hund, „er ist toll!“ wohl wissend, was die Jungen auf der Gasse daraus folgern: und der arme Hund soll gegen Sie auch nicht einmal blaffen? blaffend Sie nicht Lügen strafen? Ihnen nicht die Zähne weisen? Das wäre doch sonderbar. Hieronymus sagt, daß die Beschuldigung der Ketzerei (wie viel mehr der Irreligion?) der Art sei, in qua tolerantem esse, impietas sit, non virtus. Und doch, doch hätte ich mich lieber dieser Gottlosigkeit schuldig machen, als eine Tugend nicht aus den Augen setzen sollen, die keine ist? Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unseres weibischen Zeitalters! Firnis seid ihr; und nichts weiter. Aber eben so oft Firnis des Lasters, als Firnis der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darstellungen diesen Firnis haben, oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren; und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erst lange suchen soll. – Sagen Sie an, Herr Hauptpastor, was habe ich gegen Sie geschrieben, warum Sie nicht nach wie vor Hauptpastor in Hamburg sein und bleiben könnten? Ich hingegen könnte das nicht sein, könnte das nicht bleiben, was ich bin; wenn Ihre Lüge Wahrheit wäre. Sie wollen mir die Nase abschneiden, und ich soll Ihrer nicht mit ein wenig assa foetida räuchern? –

Dieses ist nun freilich der Fall meines Nachbars nicht ganz. Aber ihn habe ich auch nirgends so behandelt, als den Herrn Hauptpastor. Bloß sein wiederholter Vorwurf, daß der Ungenannte, die Wahrheit, die er gar wohl einsehe, nur nicht einsehen wolle; bloß dieser Vorwurf, welcher einen Menschen so ganz in einen Teufel verwandelt, bloß dieser Vorwurf, von dessen Gifte, wie ich bewiesen habe, ein großer Theil auf mich zurücke spritzt, hat mich im Fortgange des Wortwechsels bitterer gegen ihn gemacht, als ich zu sein mir vorgenommen hatte. Und wie bitter bin ich denn gegen ihn gewesen? Das bitterste ist doch wohl, daß ich von ihm gesagt habe, „er schreibe im Schläfe“? Mehr nicht? Und daraus will der Herr Hauptpastor schließen, daß das Testament Johannis, in welchem die allgemeine brüderliche Liebe so sehr empfohlen wird, von mir unmöglich sein könne? Nun wohl: so hat Hieronymus, aus welchem ich das Testament Johannis genommen, eben so wenig von dieser Liebe gehabt, als ich; und ich bin lange zufrieden, daß ich deren doch eben so viel habe, als Hieronymus; wenn schon nicht ganz so viel, als der Herr Hauptpastor Goeze, der seine Herren Kollegen aus brüderlicher Liebe eher ewig schlafen macht, als ihnen das Schlafen vorwirft. Denn gerade sagt Hieronymus einem seiner Gegner nicht mehr und nicht weniger, als ich meinem Nachbar gesagt habe. Dem Vigilantius nämlich schreibt er mit dürren Worten: *Ego reor, et nomen tibi κατ' αντιφρασιν impositum. Nam tota mente dormitas et profundissimo non tam somno stertis, quam lethargo.* Auch wiederholt der heilige Mann das böse Wortspiel überall, wo er von dem Vigilantius spricht; und wenn ich recht gezählt habe, mag er ihn wohl eben so oft ausdrücklich Dormitantius nennen, als ich meinen Nachbar in seinem Schläfe zu stören, mir die Freiheit genommen habe. Ich fürchte auch im geringsten nicht, daß der Nachbar selbst diesen kleinen Spaß so hoch aufgenommen haben sollte, daß er sich mit mir nicht weiter abzugeben beschloßen hätte. Darunter würde ich allerdings zu viel verlieren; und lieber will ich gleich hier, mit folgenden Worten des Augustinus, ihn um Verzeihung bitten: *Obsecro te per mansuetudinem Christi, ut si te laesi, dimittas mihi, nec, me vicissim laedendo, malum pro malo reddas. Laedes enim, si mihi tacueris errorem meum, quem forte inveneris in scriptis meis.* –

Nun eben wollte ich noch die Frage thun: welchem Gegner meines Ungenannten sonst, ich auf eine unanständige abschreckende Art begegnet bin? als mit eins ein Ritter, das Visier weder auf noch nieder geschoben, in den Kampfplatz gesprengt kömmt, und gleich von weiten, in dem wahren Ton eines Homerischen Helden mir zuruft: ²⁰⁾ „Ich sollte – ? Woher wissen Sie – ? Warum taten Sie – ? Nicht wahr – ?“ Und hierauf ein Geschrei über Verleumdung, und ein Hochzeitbitterbeweis, daß ein Subrector in einer Reichsstadt eben so viel sey, als ein Bibliothekar, der Hofrath heiße! – Ei, meinewegen noch zehnmal mehr! Aber gilt das mir? Ich kenne Sie nicht, edler Ritter. Mit Erlaubnis, wer sind Sie? Sie sind doch wohl nicht gar Herr M. Friedrich Daniel Behn, des Lübeckischen Gymnasii Subrector? Wahrlich? O wie betaure ich, daß ich den Herrn Subrector durch meinen vierten Anti-Goeze, wider alle mein Wollen, so in den Harnisch geschrieben habe! Aber bedenken Sie doch nur! Ich habe Sie nirgends genannt; ich habe Ihre Schrift nirgends angezogen; ich habe Ihre Worte nirgends ge-

braucht. Sie sagen selbst, daß die Meinung, die ich lächerlich mache, Ihre Meinung nicht sey. Und leicht möglich, daß sie es wirklich nicht ist, obgleich der Herr Hauptpastor Goeze sie um ein großes so vorstellt, indem er uns sagt, wie sehr Sie in Ihrem zweiten Abschnitte den Unfug beklagen, daß man die christliche Religion in deutscher Sprache bestreite. Wie, wenn ich es also nur mit diesem Manne zu thun hätte, der alles für Unfug erklärt, was nicht in seinen Kram taugt? Wie, wenn ich es nur mit denen zu thun hätte, die mir diese nämliche Meinung hundertmal mündlich geäußert haben? Woher erhellet denn, daß ich der Welt zu verstehen geben wollen, als ob auch Sie dieser nämlichen Meinung wären? Daher, weil ich sie einem Subconrector in den Mund gelegt habe? Aber Sie sind ja nicht Subconrector, sondern Subrector. Warum muß ich denn diesen lieber in jenen herabgewürdigt, als unter jenem diesen gar nicht gemeint haben? Darf ich denn einen Pedanten nicht Subconrector nennen, weil Herr Behn Subrector ist? Oder wollen Sie den Unterscheid zwischen objektiver und subjektiver Religion schlechterdings zuerst erfunden, zuerst gebraucht haben, so daß ich Sie nothwendig dadurch kenntlich gemacht hätte, daß ich ihn nachgebraucht? – Ich merke, mein lieber Herr Subrector, Sie sind ein wenig sehr stolz; aber doch noch hitziger als stolz; und mich jammert Ihrer Klasse. So oft ein Knaabe lacht, muß er über den Herrn Subrector gelacht haben, – et vapulat.

Fußnoten

- 1) S. Vorr. IV. VIII. X. XII. desgleichen in der Schrift selbst, S. 258. 271. 306 und wo nicht?
- 2) Vorr. XV.
- 3) S. 3. 4.
- 4) S. 82.
- 5) S. 113.
- 6) Vorr. XIII. S. 26. 36. 71. III. u. m.
- 7) Der Herr Hauptpastor schreiben *Equivocen*; und das mehr wie einmal. (S. VII. IX. 55) Es kann also weder Schreib- noch Druckfehler sein; sondern diese spaßhafte Orthographie ward beliebt, – um auch ein Wortspielchen zu machen. *Aequivocum*, quasi *dicas, equivocem*. Denn freilich, was ist äquivoker als das Wiehern des Pferdes? Für den Cardanus zwar nicht; aber doch für uns andere, die wir uns auf das Wiehern nicht so gut verstehen, als Cardanus. – Oder sollte der Herr Hauptpastor hier wohl noch spaßhafter sein wollen, und zugleich ein Wort im Sinne gehabt haben, welches Luther in seinem *Hanswurst von Wolfenbüttel* braucht? Der Bibliothekar zu Wolfenbüttel erinnerte ihn an dies Buch; dies Buch an dies Wort: und ich freue mich herzlich, daß ich seinem Witze so auf die Spur komme. Das nenne ich doch eine Nachahmung Luthers!
- 8) *De praescript. haeticorum*.
- 9) Paulus in testimoniis, quae sumit de veteri testamento, quam artifex, quam prudens, quam dissimulator est ejus quod agit!
- 10) Anti-Goeze I. S. 4.

11) Ritmeieri Conringiana Epistolica p. 71.

12) A. G. IV. S. 16.

13) Thes. Anecd. T. V. Praef.

14) Anti-Goeze II.

15) Etwas Vorl. Vorr. S. 170.

16) Lessings Schwächen S. 217.

17) Frei. Beitr. 5. B. 75.

18) Ich kann mir kaum die Mühe nehmen, die Dummheit und Bosheit dieser Klatsche zugleich aus dem zu erweisen, was sie von mir sagt. Auch möchte ich sie nicht gern abschrecken, sich noch ferner hin an mir lächerlich zu machen; in der süßen Meinung, daß sie mich lächerlich gemacht habe. Doch ein Paar Worte, unter den Text geworfen, können doch auch nicht schaden. – Gleich Anfangs also geifert Mutter Else, oder wie sie sonst heißen mag: „da die schlechte Beschaffenheit meiner Sache mir nicht erlaube, bei der Sache selbst zu bleiben, so ergreife ich Nebendinge, und lasse die Hauptsache unbeantwortet.“ – Mütterchen, und wenn Ihr noch zwanzigmal das Wort Sache in einem Athem herausprudelt: so wißt Ihr doch von der Sache gerade so viel, wie nichts. Aber seid doch so gut und nennt mir ein einziges von jenen Nebendingen, und Ihr sollt alle Eure Zähne, oder, wenn Ihr lieber wollt, einen Mann wieder haben! Denn begreift doch nur, Else, daß ich ja nicht der angreifende Theil, sondern der angegriffene bin, und also überall mit hin muß, wohin mich Euer Seelensorger, der Herr Hauptpastor Goeze, schleppt. Freilich schleppt er mich an manchen Ort, wo wir beide nichts zu suchen haben: aber ist das meine Schuld? Muß ich ihm nicht allerwärts, wo er mich vor den Augen Israels dem Herrn opfern will, in das heilige Messer fallen? Ich schneide mich freilich oft genug in diesem heiligen Messer, aber ich wehre mir es endlich doch von der Kehle. – Zweitens, gutes Mütterchen, hat Euch dieser liebe Herr Seelensorger weis gemacht, daß er sich an den bösen Nicolai bloß als an den Verleger der allgemeinen Bibliothek zu halten pflege. Seht, das hat er Euch wohl weis machen können; aber wem er es sonst weis machen wird, der ist der zweite. Denkt nur, wenn ich wegen der freiwilligen Beiträge mich an Euch halten wollte, weil vielleicht unter den Lumpen, woraus das Papier dazu gemacht worden, sich einige von Euren alten Hemden befunden: was würdet Ihr sagen? Und doch ist wahrlich eines dem andern nicht sehr aus dem Wege. Denn eben so wenig Ihr wißt, was man mit Euren alten Hemden macht: eben so wenig weiß der Verleger, als bloßer Verleger, was der Gelehrte, den er bezahlt, auf sein weißes Papier drucken läßt; und er ist das eben so wenig verbunden zu wissen, als Ihr jenes. Habt Ihr denn auch nie gehört, Else, daß Euer Herr Seelensorger noch bei viel mehrern Verlegern so übel zu Gaste gewesen ist, als bei Nicolai? Warum hat er sich denn nie auch an jene Verleger gehalten? Warum denn nur an den Verleger Nicolai? Nein, Else, glaubt mir; er hat es nicht mit Nicolai dem Verleger zu tun, sondern mit Nicolai dem Mitarbeiter an der A. B. welcher sich bis jetzt, so viel ich weiß, noch allein genannt hat. Und so, so will ich mich auch an den Herrn Hauptpastor Goeze wegen der freiwilligen Beiträge halten: er mag schreien wie er will. Mit gefangen, mit gehangen. Er nennt sich in dieser Bande; und das ist mir genug. Das ist mir so lange genug, bis er wenigstens öffentlich sein Mißfallen zu erkennen gibt, daß seine Herren Kollegen ein Buch rühmen, und in Beziehung wider mich rühmen, das von Silbe zu Silbe die nämlichen Sätze enthält, um deren willen er mich so gern zum Teufel beten möchte. – Und nun drittens, Else, was wißt denn Ihr von der Orthographie? Ich habe nie eine Vettel orthographisch schreiben sehen. Das klatscht Ihr wieder nur so nach, und merkt nicht, daß auch Ihr dadurch Anlaß gebt, daß ich mich auf Nebendinge einlassen muß. Sagt selbst, was hat es mit der Auferstehungsgeschichte, oder mit sonst einem Punkte in den Fragmenten und meiner Widerlegung derselben, zu schaffen, daß ich schreibe vorkömmt und bekömmt, da es doch eigentlich heißen müsse, vorkommt und bekommt? Es kränkt Euch, daß ein so großer Sprachkundiger, wie ich – (niemals sein wollen) – in solchen Kleinigkeiten fehlt? Ei, gutes Mütterchen! weil Ihr ein gar so zartes Herz habt, muß ich Euch ja wohl zurechte weisen. Nehmt

also Eure Brille zur Hand, und schlägt den Adelung nach. Was leset Ihr hier? „Ich komme, du kommst, er kommt; im gemeinen Leben, und der vertraulichen Sprechart, du kömmst, er kömmt.“ Also sagt man doch beides? Und warum soll ich denn nicht auch beides schreiben können? Wenn man in der vertraulichen Sprechart spricht, du kömmst, er kömmt: warum soll ich es denn in der vertraulichen Schreibart nicht auch schreiben können? Weil Ihr und Eure Gevattern nur das andre sprecht und schreibt? Ich ersuche Euch höflich, Else, allen Euern Gevattern, bei der ersten Zusammenkunft von mir zu sagen, daß ich unter den Schriftstellern Deutschlands längst mündig geworden zu sein glaube, und sie mich mit solchen Schulpossen ferner ungehudelt lassen sollen. Wie ich schreibe, will ich nun einmal schreiben! will ich nun einmal! Verlange ich denn, daß ein andrer auch so schreiben soll?

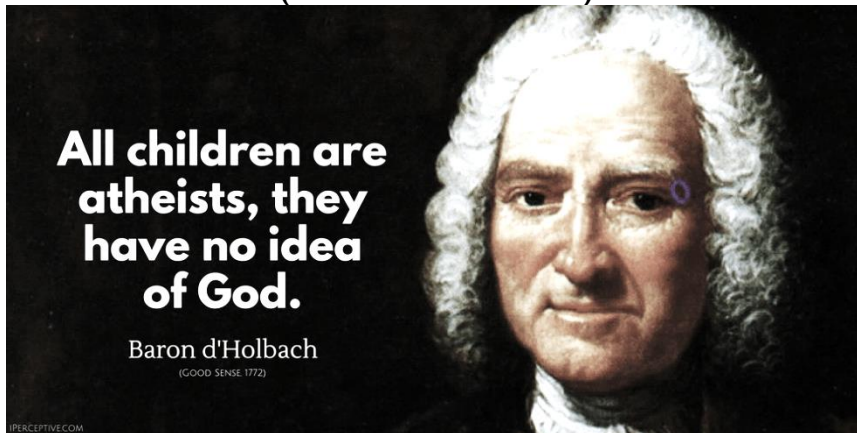
19) Quintilianus L. XII.

20) Anti-Lessing.



Quelle : G. E. Lessing ´s gesammelte Werke. Neue rechtmäßige Ausgabe. Neunter Band, Leipzig, Verlag von G. J. Göschen, 1841.

Paul Henri Thiry Baron d'Holbach
(1723 – 1789)



Vorerinnerung zu :

S y s t e m
der Natur,

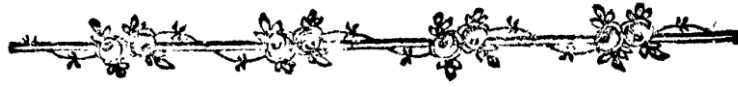
oder
von den Geseßen
der Physischen
und
Moralischen Welt.

Aus dem Französischen
des Herrn von Mirabaud.

*Naturae rerum vis atque majestas in omnibus momentis fide
caret, si quis modo partes ejus, ac non totam comple-
ctatur animo. Plin. H. N. VII.*

Erster Theil.
Zweyte, verbesserte Auflage.

Frankfurt und Leipzig,
1 7 9 1.



Vorerinnerung des Verfassers.

Der Mensch ist nur darum unglücklich, weil er die Natur verkennt. Sein Geist ist so sehr von Vorurtheilen angesteckt, daß man glauben sollte, er sey für immer zum Irrthume verdammt. Die Binde des Wahnes, welche man ihm, von seiner frühesten Kindheit an, über die Augen zieht, hängt demselben so fest an, daß man sie ihm nur mit der äußersten Mühe wieder entreißen kann. Ein gefährlicher Gährungsstoff mischt sich allen seinen Kenntnissen ein; und macht sie nothwendiger Weise dunkel, unsicher, betrügerlich. Zu seinem Unglücke wollte der Mensch aus den Gränzen seiner Sphäre treten. Er versuchte es, sich über die sichtbare Welt heraus zu schwingen, und unaufhörlich wiederholte schmerzliche Rückfälle haben ihm vergebens die Thorheit seines Unternehmens vorgehalten. Er wollte Metaphysiker

siker seyn, ehe er Physiker war; er verachtete das Wirkliche, um über Chimären zu brüten; verachtete die Erfahrung, um sich an Lehrgebäude und Muthmaßungen zu hängen. Er wagte es nicht seine Vernunft anzubauen, gegen die man ihn frühzeitig einzunehmen bedacht gewesen war. Er gab vor sein Schicksal, in den Luftgefilden eines künftigen Lebens zu kennen, ehe er noch bekümmert war, sich in seinem gegenwärtigen Aufenthalte glücklich zu machen. Mit einem Worte, der Mensch verachtete die Beobachtung der Natur, um Phantomen nachzulaufen, welche, gleich jenen täuschenden Lichtern, die der Wanderer bisweilen bey Nacht erblickt, ihn erschrecken, blenden, und von dem einfachen Wege der Wahrheit abbringen, auf welchem er allein zur Glückseligkeit gelangen kann.

Es liegt also der menschlichen Glückseligkeit nicht wenig daran, daß man sich bemüht, jene Täuschungen zu zerstören, welche zu nichts dienen, als uns irre zu führen. Es ist Zeit, aus der Natur die Mittel gegen jene Nebel zu schöpfen, welche der Enthusiasmus über uns gebracht hat.
Die

Die Vernunft, durch Erfahrung geleitet, muß endlich die Vorurtheile in ihrer Wurzel angreifen, von welchen das menschliche Geschlecht so lange das Opfer gewesen ist. Es ist Zeit, daß diese Vernunft, welche so ungerechter Weise herunter gesetzt worden, dem kleinmüthigen Tölpel entsage, der sie zur Mitschuldigen der Täuschung und des allgemeinen Wahnes machen würde. Die Wahrheit ist nur Eine; sie ist dem Menschen unentbehrlich; kann nie ihm schaden, und ihre siegreiche Macht wird, früher oder spät, sich zeigen. Man halte also den Sterblichen diese Wahrheit nicht länger vor; man zeige ihnen die Reize derselben, um sie von dem schändlichen Dienste abzubringen, welchen sie dem Irrthume widmen, der nur zu oft, unter dem Scheine der Wahrheit, ihre Huldigung zu erschleichen weiß. Ihr Glanz kann nur den Feinden des menschlichen Geschlechts zuwider seyn, deren Gewalt nur bey der dunklen Nacht bestehen kann, welche sie über den menschlichen Verstand austreuen.

Nicht die verdorbenen Menschen dieser letzteren Art sind es, an welche sich diese Wahrheit wendet.

wendet. Die Stimme der Wahrheit wird nur von reinen Herzen vernommen, welche zum Nachdenken gewöhnt, Empfindungen genug besitzen, über die unzähligen Leiden zu seufzen, unter welchen kirchliche und politische Tyranny die Erde seufzen lassen, und welche aufgeklärt genug sind, die unermessliche Kette von Nebeln wahrzunehmen, die der Irrthum von je her, über die von Furcht niedergeworfenen Sterblichen verbreitet hat. Der Irrthum ist es, der jene drückenden Ketten geschmiedet hat, in welchen Tyrannen, und Priester, die Nationen überall gefangen halten. Der Irrthum ist es, der jene Knechtschaft erzeugt hat, in welche fast in allen Ländern die Völker versunken sind, welche die Natur bestimmt hat, mit freyem Fleiße an ihrer Glückseligkeit zu arbeiten. Der Irrthum ist es, der jene religiösen Schrecknisse hervorgebracht hat, welche überall die Menschen antreiben, in qualender Furcht zu verschmachten, oder einander, um leerer Grillen willen, den Hals zu brechen. Der Irrthum ist Urheber jenes eingewurzelten Hasses, jener barbarischen Verfolgungen, jenes unaufhörlichen Mordens, jener abscheulichen Schauspiele, von welchen
welchen

welchen die Erde vorgeblich zum Vortheil des Himmels so oft die Bühne gewesen. Die von dem Aberglauben geweihten Irthümer endlich, sind es, welche den Menschen in jene tiefe Unwissenheit und Ungewißheit gestürzt haben, in der er sich über seine offenbarsten Pflichten, seine unleugbarsten Rechte und die ungezweifeltsten Wahrheiten, befindet. Fast unter jedem Himmelsstriche ist er nichts weiter, als ein herab gewürdigter Sklave, ohne Seelengröße, ohne Vernunft und ohne Tugend, welchem grausame Kerkermeister nie erlauben, den Tag zu erblicken.

Laßt uns also versuchen, die Nebel zu zerstreuen, welche den Menschen verhindern, mit sicherm Schritte auf dem Pfade des Lebens einzutreten zu gehen. Laßt uns ihm Muth und Ehrfurcht für seine Vernunft einflößen. Er lerne seine Natur und seine ursprünglichen Rechte kennen; er ziehe die Erfahrung zu Rathe, nicht aber eine, durch Ansehen irre geleitete Einbildungskraft. Er entsage den Vorurtheilen seiner Kindheit, gründe die Moral auf seine Natur, auf seine Bedürfnisse, auf die wahrhaften Vortheile,

b

wel-

welche die Gesellschaft gewährt. Er habe den Muth sich selbst zu lieben; er arbeite an seiner eignen Glückseligkeit, indem er die Glückseligkeit anderer befördert. Mit einem Wort, er sey vernünftig und tugendhaft, um nie unglücklich zu seyn; und höre auf sich mit gefährlichen oder unnützen Träumen zu beschäftigen. Kann er ja nicht umbia Träumen nachzuhängen; so erlaube er wenigstens andern, die ihrigen sich, nach ihrem eignen Gefallen auszumalen. Er überzeuge sich endlich, daß es für die Bewohner dieser Welt, von der größten Wichtigkeit ist, gerecht, wohlthätig und verträglich zu leben; im Gegentheil aber, ihre Denkart über Gegenstände, welche der Vernunft unerreichbar sind, durchaus gleichgültig ist.

Die Absicht des gegenwärtigen Werks ist also, den Menschen zur Natur zurück zu führen, ihm die Vernunft werth zu machen, ihm die Tugend anbeten zu lehren, die Nebel zu zerstreuen, die ihm den einzigen Weg verbergen, welcher geschickt ist, ihn der gewünschten Glückseligkeit zuzuführen. Dieß ist das rühmliche Ziel, welches sich der Verfasser aufrichtig vorgesetzt hat. Auf-

richtig

richtig gegen sich selbst, legt er dem Leser keine andern Ideen vor, als solche, welche er, nach einem langen und ernsthaften Nachdenken, als nützlich für das menschliche Geschlecht, und günstig für den Fortgang des menschlichen Geistes, gefunden hat. Er ermuntert seine Leser, die von ihm aufgestellten Grundsätze zu prüfen. Weit entfernt, die geheiligten Bande der Moral zerbrechen zu wollen, ist es ihm vielmehr darum zu thun, sie fester zu knüpfen, und die Tugend auf jene Altäre zu erheben, welche Trug, Enthusiasmus und Furcht, bisher gefährlichen Schreckbildern aufgerichtet haben.

Nur noch wenige Schritte von dem Grabe entfernt, welchem seine Jahre ihn schon seit geraumer Zeit nahe gebracht haben, betheuert der Verfasser, auf die feyerlichste Weise, keine andre Absicht bey seiner Arbeit gehabt zu haben, als das Wohl seiner Mitmenschen. Sein einziger Wunsch ist, den stillen Beyfall der kleinen Anzahl von Wahrheitsfreunden und redlichen Herzen, die derselben aufrichtig nachstreben, zu erhalten. Er schreibt keinesweges für jene, gegen

xviii · Vor Erinnerung ꝛ.

Die Stimme der Vernunft verhärteten Menschen,
die alles nur nach ihrem niedrigen Eigennuß,
oder nach ihren unglücklichen Vorurtheilen beur-
theilen. Seine kalte Asche fürchtet weder ihr
Geschrey, noch ihre Erbitterung, die allen den-
jenigen so gefährlich gewesen ist, welche bey ih-
rem Leben die Wahrheit zu verkündigen gewagt
haben.



Der Mensch ist nur darum unglücklich, weil er die Natur verkennt. Sein Geist ist so sehr von Vorurtheilen angesteckt, daß man glauben sollte, er sey für immer zum Irrthume verdammt. Die Binde des Wahnes, welche man ihm, von seiner frühesten Kindheit an, über die Augen zieht, hängt demselben so fest an, daß man sie ihm nur mit der äußersten Mühe wieder entreißen kann. Ein gefährlicher Gährungsstoff mischt sich allen seine Kenntnissen ein; und mach sie nothwendigerweise dunkel, unsicher, betrüglich. Zu seinem Unglücke wollte der Mensch aus den Gränzen seiner Sphäre treten. Er versuchte es, sich über die sichtbare Welt heraus zu schwingen, und un-
aufhörlich wiederholte schmerzliche Rückfälle haben ihm vergebens die Thorheit seines Unternehmens vorgehalten. Er wollte Metaphysiker seyn, ehe er Physiker war; er verachtete das Wirkliche, um über Chimären zu brüten; verachtete die Erfahrung, um sich an Lehrgebäude und Muthmaßungen zu hängen. Er wagte es nicht seine Vernunft anzubauen, gegen die man ihn

frühzeitig einzunehmen bedacht gewesen war. Er gabe vor sein Schicksal, in den Luftgefilten eines künftigen Lebens zu kennen, ehe er noch bekümmert war sich in seinem gegenwärtigen Aufenthalte glücklich zu machen. Mit einem Worte, der Mensch verachtete die Beobachtung der Natur, um Phantomen nachzulaufen, welche, gleich jenen täuschenden Lichtern, die der Wanderer bisweilen bey Nacht erblickt, ihn erschrecken, blenden, und von dem einfachen Wege der Wahrheit abbringen, auf welchem er allein zur Glückseligkeit gelangen kann.

Es liegt also der menschlichen Glückseligkeit nicht wenig daran, daß man sich bemüht, jene Täuschungen zu zerstören, welche zu nichts dienen, als uns irre zu führen. Es ist Zeit, aus der Natur die Mittel gegen jene Uebel zu schöpfen, welche der Enthusiasmus über uns gebracht hat. Die Vernunft, durch Erfahrung geleitet, muß endlich die Vorurtheile in ihrer Wurzel angreifen, von welchen das menschliche Geschlecht so lange das Opfer gewesen ist. Es ist Zeit, daß diese Vernunft, welche so ungerechter Weise herunter gesetzt worden, dem kleinmüthigen Ton entsage, der sie zur Mitschuldigen der Täuschung und des allgemeinen Wahnes machen würde. Die Wahrheit ist nur Eine; sie ist dem Menschen unentbehrlich; kann nie ihm schaden, und ihre siegreiche Macht wird, früher oder spät, sich zeigen. Man halte also den Sterblichen diese Wahrheit nicht länger vor, man zeige ihnen die Reize derselben, um sie von dem schädlichen Dienste abzubringen, welchen sie dem Irrthume widmen, der nur zu oft, unter dem Scheine der Wahrheit, ihr Huldigung zu erschleichen weiß. Ihr Glanz kann nur den Feinden des menschlichen Geschlechts zuwider seyn, deren Gewalt nur bey der dunklen Nacht bestehen kann, welche sie über den menschlichen Verstand austreuen.

Nicht die verdorbenen Menschen dieser letzteren Art sind es, an welchen sich diese Wahrheit wendet. Die Stimme der Wahrheit wird nur von reinen Herzen vernommen, welche zum Nachdenken gewöhnt, Empfindungen genug besitzen, über die unzähligen Leiden zu seufzen, unter welchen kirchliche und politischen Tyranney die Erde seufzen lassen, und welche aufgeklärt genug sind, die unermeßlich Kette von Uebeln wahrzunehmen, die der Irrthum von je her, über die von Furcht niedergeworfenen Sterblichen verbreitet hat. Der Irrthum ist es, der jene drückenden Ketten geschmiedet hat, in welchen Tyrannen und Priester, die Nationen überall gefangen halten. Der Irrthum ist es, der jene Knechtschaft erzeugt hat, in welche fast in allen Ländern die Völker versunken sind, welche die Natur bestimmt hat, mit freyerm Fleiße an ihrer Glückseligkeit zu arbeiten. Der Irrthum ist es, der jene religiösen Schrecknisse hervorgebracht hat, welche überall die Menschen antreiben, in quälender Furcht zu verschmachten, oder einander, um leerer Grillen willen, den Halß zu brechen. Der Irrthum ist Urheber jenes entwurzelten Hasses, jener barbarischen Verv(?)olgungen, jenes unaufhörlichen Mordens, jener abscheulichen Schauspiele, von welchen die Erde vorgeblich zum Vortheil des Himmels so oft die Bühne gewesen. Die von dem Aberglauben geweihten Irrthümer endlich, sind es, welche den Menschen in jene tiefe Unwissenheit gestürzt haben, in der er sich über seine offenbarsten Pflichten, seine unleugbarsten Rechte und die ungezweifelsten Warhei-

ten, befindet. Fast unter jedem Himmelsstriche ist er nichts weiter, als ein herabgewürdigter Sklave, ohne Seelengröße, ohne Vernunft und ohne Tugend, welchem grausamen Kerkermeister nie erlauben, den Tag zu erblicken.

Laßt uns also versuchen, die Nebel zu zerstreuen, welche den Menschen verhindern, mit sicherm Schritte auf dem Pfade des Lebens einher zu gehen. Laßt uns ihm Muth und Ehrfurcht für seine Vernunft einflößen. Er lerne seine Natur und seine ursprünglichen Rechte kennen; er ziehe die Erfahrung zu Rathe, nicht aber eine, durch Ansehen irre geleitete Einbildungskraft. Er entsage den Vorurtheilen seiner Kindheit, gründe die Moral auf seine Natur, auf seine Bedürfnisse, auf die wahrhaften Vorthelle, welche die Gesellschaft gewährt. Er habe den Muth sich selbst zu lieben; er arbeite an seiner eignen Glückseligkeit, indem er die Glückseligkeit anderer befördert. Mit einem Wort, er sey vernünftig und tugendhaft, um nie unglücklich zu seyn, und höre auf sich mit gefährlichen oder unnützen Träumen zu beschäftigen. Kann er ja nicht umhin Träumen nachzuhängen; so erlaube er wenigstens andern, die ihrigen sich, nach ihrem eigenen Gefallen auszumalen. Er überzeuge sich endlich, daß es für die Bewohner dieser Welt, von der größten Wichtigkeit ist, gerecht, wohlthätig und verträglich zu leben; im Gegentheil aber, ihre Denkart über Gegenstände, welche der Vernunft unerreichbar sind, durchaus gleichgültig ist.

Die Absicht des gegenwärtigen Werks ist also, den Menschen zur Natur zurück zu führen, ihm die Vernunft werth zu machen, ihm die Tugend anbeuten zu lehren, die Nebel zu zerstreuen, die ihm den einzigen Weg verbergen, welcher geschickt ist, ihn der gewünschten Glückseligkeit zuzuführen. Dieß ist das rühmliche Ziel, welches sich der Verfasser aufrichtig vorgesetzt hat. Aufrichtig gegen sich selbst, legt er dem Leser keine andern Ideen vor, als solche, welche er, nach einem langen und ernsthaften Nachdenken, als nützlich für das menschliche Geschlecht, und günstig für den Fortgang des menschlichen Geistes, gefunden hat. Er ermuntert seine Leser, die von ihm aufgestellten Grundsätze zu prüfen. Weit entfernt, die geheiligten Bande der Moral zerbrechen zu wollen, ist es ihm vielmehr darum zu thun, sie fester zu knüpfen, und die Tugend auf jene Altäre zu erheben, welche Trug, Enthusiasmus und Furcht, bisher gefährlichen Schreckbildern aufgerichtet haben.

Nur noch wenige Schritte von dem Grabe entfernt, welche seine Jahre ihn schon seit geraumer Zeit nahe gebracht haben, betheuert der Verfasser, auf die feyerlichste Weise, keine andre Absicht bey seiner Arbeit gehabt zu haben, als das Wohl seiner Mitmenschen. Sein einziger Wunsch ist, den stillen Beyfall der kleinen Anzahl von Wahrheitsfreunden und redlichen Herzen, die derselben aufrichtig nachstreben, zu erhalten. Er schreibt keineswegs für jene, gegen die Stimme der Vernunft verhärteten Menschen, die alles nur nach ihrem niedrigen Eigennutz, oder nach ihren unglücklichen Vorurtheilen beurtheilen. Seine kalte Asche fürchtet weder ihr Geschrey, noch ihre Erbitterung, die allen denjenigen so gefährliche gewesen ist, welche bey ihrem Leben die Wahrheit zu verkündigen gewagt haben.



Voltaire : „Gebet“

Nicht mehr zu den Menschen, zu Dir wende ich mich, Gott aller Wesen und aller Zeiten! Wenn es schwachen Geschöpfen, die sich im Unermesslichen verlieren und von dem übrigen Teile des Weltalls nicht einmal bemerkt werden, erlaubt ist, Dich um etwas zu bitten, Dich, der Du alles gegeben hast, Dich, dessen Gesetze unwandelbar sind und ewig: siehe mitleidsvoll herab auf die Irrtümer unsrer Natur! Laß diese Irrtümer nicht unser Elend werden! Du gabst uns nicht ein Herz, daß wir einander hassen, nicht Hände, daß wir einander erwürgen sollten. Gib, daß wir einander helfen, die Last des kurzen, flüchtigen Lebens zu tragen; daß kleine Verschiedenheiten unter den Bedeckungen unsrer schwachen Körper, unter unsern unvollständigen Sprachen, unter unsern lächerlichen Gebräuchen, unsern mangelhaften Gesetzen, unsern törichten Meinungen, unter allen in unsern Augen so getrennten und vor Dir so gleichen Ständen, daß alle diese kleinen Abweichungen der Atome, die sich Menschen nennen, nicht Losungszeichen des Hasses und der Verfolgung werden! Gib, daß diejenigen, die am hellen Mittage Wachlichter anzünden, um Dich zu ehren, diejenigen ertragen, die mit dem Licht Deiner Sonne zufrieden sind; daß diejenigen, die ihr Kleid mit einer weißen Leinwand bedecken, um zu sagen, daß man Dich lieben muß, diejenigen nicht verabscheuen, die eben dasselbe unter einem Mantel von schwarzer Wolle sagen; daß es einerlei sei, ob man in einer nach einer alten Sprache gebildeten oder in einer neuern Reihe von Worten zu Dir betet! Gib, dass die, deren Kleid rot oder violett gefärbt ist und die über ein kleines Teilchen eines kleinen Haufens dieses Staubkorns herrschen, und die einige abgerundete Stückchen von einem gewissen Metall besitzen, ohne Stolz dessen, was sie Größe und Reichtum nennen, genießen und daß die andern sie nicht beneiden! Denn Du weißt, daß es unter den Eitelkeiten dieses Lebens nichts gibt, was verdiente, einander darum zu beneiden und stolz darauf zu sein.

Möchten doch alle Menschen sich erinnern, daß sie Brüder sind! Möchten sie doch alle Tyrannei über die Seele ebenso wie den Straßenraub verabscheuen, der ihnen die Früchte ihrer Arbeit und ihres ruhigen Fleißes nimmt! Wenn die Plagen des Krieges unvermeidlich sind, so laß uns doch im Schoße des Friedens einander nicht hassen und zerreißen! Laß uns den Augenblick unsers Daseins anwenden auf gleiche Weise, in tausend andern, verschiednen Sprachen, von Siam bis Kalifornien Deine Güte zu preisen, die uns diesen Augenblick gegeben hat!

zitiert nach: Voltaire, Recht und Politik. Schriften 1, hg. von Günther Mensching, Frankfurt/M., Syndikat, 1978, Seite 238 f.
